Preis 15 Goldpfg. = 150 Milliarden Mark

Die freie Meinung

Bezugspreis einschließlich Bestellgeld monatlich freibleibend. Bestellungen werden in der Geschäftsstelle Breslau, Höfchenstraße 48 Fernruf 7807 entgegengenommen. Bei Zusendung unter Kreuzband Portokosten als Zuschlag. Redaktion: Breslau, Höfchenstraße Nr. 48. Fernruf 7807

Wochenzeitung für Politik und Kultur
Größte politische Wochenzeitung des Ostens

Anzeigenpreis Je Millimeter f. Schlesien 10 Goldpfg. außerhalb 15 Goldpfg., Reklamen 40 Goldpfennige bzw. 60 Goldpfennige Preise freibleib. Stellenangebote, Stellengesuche u. Wohnungsanzeigen 25 Prozent Rabatt Platzvorschrift 50% Aufschlag. — Erfüllungsort Breslau — Postscheckkonto Breslau 21808 — Anzeigenannahme in der Geschäftsstelle Höfchenstraße 48. Fernruf 7807

7. Jahrgang • Nr. 47 | Breslau, den 24. November 1923 | Erscheint jeden Sonnabend

Die Notenpresse tobt weiter!

Unkultur im schlesischen Schulwesen.

Großagrarische Nahrungsmittelfälschung.

Herr Stresemann konnte am Donnerstag im Reichstage nicht versprechen, die trostlose Lage im Innern des Reiches in absehbarer Zeit zu bessern. Es wird uns also noch schlechter gehen. Der Papiermarkwahnsinn tobt in verstärktem Maße. Die Notenpresse ist noch immer nicht stillgelegt, unser Zweifel an dem Versprechen der Regierung waren also berechtigt. Es ist also schon besser, Herr Stresemann verspricht überhaupt, wie etwas, was er ja nicht halten kann. Daß Herr Stresemann nicht der Herkules ist, der den deutschen Augiasstall reinigen kann, haben wir ja allmählich erkannt. Wenn er heute vielleicht resigniert, was haben wir da von ihm noch zu erwarten? Kinder, kauft Kämme! Und dabei haben wir so gut wie eine militärische Diktatur über uns! Man hat sich daran gewöhnt, in unseren Generälen stets starke Männer zu sehen, aber es scheint, daß auch diese noch nicht stark genug sind, die endgültige Reinigung zu bringen. Bis heute ist Herr Stinnes noch der Mächtigste im Reiche, und was er für sich ins Reine bringen will, das schafft er. Da der militärische Ausnahmezustand also bis auf das Verbot sozialistischer und kommunistischer Zeitungen auch versagt und in letzter Zeit doch zu verstimmen anfängt, so ist es Zeit, ihn zu beenden. Wir begreifen, daß die Deutschnationalen die ausübende Militärgewalt in Permanenz erklären möchten, glücklicherweise hat die Deutschnationale Volkspartei mit ihrem Traum von Direktorium — Konsulargewalt —, Monarchie doch noch nicht die Mehrheit des Volkes hinter sich. Wir geben uns also der angenehmen Erwartung hin, daß die Militärgewalt noch in dieser Woche wieder auf die zivilen Behörden übergeht. Superkluge glauben freilich, daß Herr von Seeckt nicht daran denkt, die ihm einmal erteilte Befehlsmacht aus den Händen zu geben, sintemalen ihr Dr. Geßler als Reichswehrminister erledigt sei. Das ist natürlich barer Unsinn. Ich habe nach wie vor den Eindruck, daß sich das Militär heute durchaus als Glied des Staatsganzen betrachtet. Es ist aber auch eine Pflicht des Anstandes heute zu erklären, daß Herrn Dr. Geßler von den Linksparteien in vielem Unrecht geschehen ist. Einem Herrn Noske war es nicht geglückt, das Vertrauen der Reichswehr zu erwerben und diese zu einem zuverlässigen Instrument des Reiches zu erziehen. Der bayerische Zwischenfall mit Herrn von Lossow ist gewissermaßen force majeure und noch nicht zu den Akten gelegt. Immerhin soll man aus Staatsklugheit den militärischen Apparat nicht länger aufgespannt halten, als unbedingt nötig erscheint. Man sieht auch, daß Herr Poincaré, der Unersättliche, die Augenbrauen runzelt, weil er fast die bewiesene Disziplin unseres Hunderttausend-Mannheeres in keiner Weise, und schon hat er einen Versuchsballon steigen lassen, um zu erforschen, wie die Welt über die Auflösung dieses Miniaturheeres denkt. Herr Poincaré wird sich in die Finger geschnitten haben. Die Auflösung der Reichswehr ist eine innerpolitische Angelegenheit, die von Berlin aus entschieden wird. Wir werden erst darauf gänzlich verzichten können, wenn wir die positive Gewähr haben, daß Herr Poincaré und Genossen weder den deutschen Separatismus noch die deutsche Linksturzbewegung heimlich oder offen unterstützt und daß vor allem auch rings um Deutschland abgerüstet wird. Oder glaubt Herr Poincaré — was bei dessen Mentalität weiter nicht verwunderlich wäre —, daß die hunderttausend Mann etwa der französischen Armee gefährlich werden könnten? Niemand würde es so wie ich begrüßen, wenn uns die Ausgaben für die Reichswehr, die trotz ihres kleinen Bestandes gegen die Friedenszeit um das Vielfache höher sind, erspart würden. Aber in diesem Falle muß es wirklich heißen, nachdem wir fast radikal abgerüstet haben: Franzosen, Polen und Tschecho-Slowaken nun zeigt ihr endlich, was ihr könnt. Aber so lange Frankreich trotz seiner ewigen Klagen über den Dalles in seinem Lande die ihm verbündeten Staaten zu Militärzwecken mit Milliarden zu durchsichtigem Zweck unter die Arme greift, sind wir trotz unserer pazifistischen Einstellung nicht töricht genug, uns irgendwelcher Rechte aus dem Versailler Friedensvertrag zu begeben. Frankreich hat mit der Unanständigkeit der Ruhrbesetzung und der daran geknüpften Politik der wirtschaftlichen Erdrosselung Deutschlands das Maß unseres Entgegenkommens erschöpft. Auch wenn man Frankreichs

Was Banken verdienen müssen.

Vorgehen wegen der Renitenz der deutschen Schwerindustrie in gewisser Beziehung zu begreifen vermag, so hatte doch die Klugheit seiner Staatsmänner mit den innerpolitischen Schwierigkeiten bei uns rechnen müssen. Daran denkt Herrn Poincarés widerspruchsvoller Geist aber nicht, und es war sehr grotesk, als er in der Hoffnung, der bayerische Putsch würde gelingen, schnell eine Sympathieerklärung für das „demokratische" Deutschland übrig hatte. Herr Poincaré, der von uns Reparationen haben will, weiß ganz genau, daß er sich und warum er sich die deutschen Quellen verstopft, und wenn Herr Stresemann in dem Ausdruck kommt, er könne nicht versprechen, unsere trostlose Lage in absehbarer Zeit zu verbessern, so hat er sicher im Auge — der Rest seiner Rede liegt mir im Augenblick noch nicht vor — die Erfordernisse des Ruhrgebietes, die Deutschlands Sanierungspläne über den Haufen werfen. Wir haben schon in voriger Woche auf die entsetzlich hohe Arbeitslosenziffer im besetzten Rhein- und Ruhrgebiet hingewiesen. Durch die anationale schuftige Wirtschaftspolitik der Zechengewaltigen sollte das Zweimillionenheer der Arbeitslosen um eine weitere Million vermehrt werden. Der Staat konnte noch einmal seine Autorität durchdrücken. Aber die Gefahr bleibt trotzdem akut. Stellt die furchtbare Arbeitslosigkeit im Westen auch die Folge des taktisch falsch geführten passiven Widerstandes dar, so trifft doch nicht minder, als Herr Dr. Cuno auch, wie gesagt, die Franzosen ein gerüttelles Gewicht an Schuld. Ihr starres Festhalten an ihrer Auffassung des Siegerstaates hat naturgemäß Widerstände bei den Wirtschaftsgruppen hervorgerufen, die man nicht durch Aushungerung, sondern nur durch Entgegenkommen überwinden kann. Schließlich kennt der moderne Volksbegriff das Sklavenverhältnis nicht. Erkennen wir auch grundsätzlich eine bedeutende Pflicht des Schwerbesitzes an, den größten Teil der Reparationen zu tragen, so darf die Last doch nicht so stark sein, daß das Hinterland darunter mehr als notwendig leidet. Wir teilen nicht den Standpunkt radikaler Pazifisten, daß wir das letzte Hemd hergeben müssen, um die Sünden der Machthaber unter den Völkern zu sühnen. Jedenfalls hat die deutsche Regierung zu ihrem Reparationskummer nun noch die Sorge um das Arbeitslosenheer des besetzten Rhein- und Ruhrgebiets. Wie schwierig diese Frage ist, zeigt die darüber entbrannte Debatte. Rechtsstehende Kreise, denen ja ein Arbeitnehmerleben sowieso nicht viel gilt, machten den Vorschlag, den Franzosen die Sorge um die Arbeitslosen im Westen zu überlassen. Diese Dr. Eisenbarte haben natürlich auch erkannt, daß damit dem Separatismus und der endgültigen Loslösung des Rhein- und Ruhrgebietes vom Reiche das Wort gesprochen wäre, und sich auf einen „vorübergehenden Verlust" dieses Gebietes bereits eingerichtet. Erst dem Drängen der Sozialdemokraten gelang es, der Regierung vor dem Geschrei der rechtsstehenden „Volksfreunde" die Ohren zu verstopfen und nun sollen der Wert von hundert Millionen Rentenmark als Arbeitslosenunterstützung ins Ruhrgebiet abwandern. Natürlich als Papiergeld. Das macht eine Papiermarksumme von z. Zt. tausend Trillionen aus. Berücksichtigt man, daß nur etwa 300 Trillionen Papiergeld im Umlauf sind und die tausend Trillionen erst gedruckt werden müssen, so dürfte jeder Laie aus dieser unerhörten Inflation erkennen, wohin wir steuern. Man rechne sich ja nicht auf einen festen Papiermarkkurs für die Rentenmark ein. Wir werden in nächster Zeit noch öfter das blaue Wunder erleben, daß — solange wir noch in Papiermark zahlen müssen und gezahlt erhalten — vom Vormittag zum Nachmittag sich unser Geldbesitz um die Hälfte verringert. Die weitere Folge wird natürlich sein, daß Papiergeld bald überhaupt nicht mehr angenommen wird. Die Industrie und der Großhandel verweigern ohnedies energisch die Annahme von Papiergeld, der Kleinhandel dürfte zögernd folgen, trotz aller gegenteiligen Verordnungen, der Staat wird nun machtlos zusehen können. Obwohl Goldmark und Rentenmark ein gewisses Vertrauen in der Handelswelt genießen, das jedoch nicht hindert, die Goldmark bis zu zwei Drittel geringer als die Friedensmark einzuschätzen, sind doch gewisse Kreise daran, auch die Goldanleihe im Ausland zu diskreditieren. So wird uns berichtet, daß in London Goldanleihe mit 40 Prozent gehandelt wird. Auf deutsch gesagt: Es sind schon wieder deutsche Werte ins Ausland verschoben worden, wo sie naturgemäß im Kurse gedrückt werden. Es ist Zeit, mit der Währungspfuscherei in Deutschland Schluß zu machen. Wir haben als Währungskommissar jetzt einen bekannten Fachmann, Dr. Hjalmar Schacht, der uns deshalb wertvoll zu sein scheint, weil die rechtsstehende Presse bereits gegen ihn zu wühlen beginnt. Sein Vorschlag, ein durch Gold gedecktes Wertpapier einzuführen, ist bekannt. Wir haben darüber schon früher geschrieben. Zuliebe der sachlich eigentlich ungedeckten Rentenmark wurde Dr. Schachts Plan abgelehnt. Nun ist Herr Havenstein tot. Der langjährige Reichsbankpräsident als Hindernis für eine fortschrittliche Währungspolitik ist nicht mehr. Der Plan Dr. Schachts muß jetzt wieder aufgenommen werden, hoffentlich benimmt sich Dr. Schacht in diesem Falle nicht wie ein wohlerzogener Mensch, der, einmal abgewiesen, nicht mehr wiederkommt. Sein Plan muß aufs Neue an die Oberfläche. Sollte Herr Stresemann inzwischen abgegangen sein, so soll sein Nachfolger wenigstens in die Lage kommen, „in absehbarer Zeit unsere Lage zu verbessern".

Hans Hanteda-Fleischmann.

Moskauer Tagebuch.

Von Anker Kirkebay.

Auch dieser Aufsatz stammt aus dem „Russischen Tagebuch" des bekannten Dänen, das demnächst im Elena Gottschalk-Verlag erscheinen wird und auf das wir schon in voriger Nummer hingewiesen haben. Die Redaktion.

Wenn man von der russischen Revolution sprechen will, muß man mit den Leiden beginnen, die sie gebracht hat. Die Menschen, die ihr Vaterland in der unglücklichsten Zeit nicht im Stich ließen, sondern daheim blieben, um ihr Tagewerk zu besorgen, damit das Getriebe nicht zum Stillstand käme, sind in meinen Augen durch den Schmerz geheiligt. Die Umwälzung selbst verursachte ja nur eine Schießerei, die nur wenige Tage dauerte. In den Städten, wo es am heißesten herging, fielen vielleicht 500 Mann. Aber dann folgten die beiden Schreckensjahre, in denen Rußland gleichzeitig auf vierzehn Fronten angegriffen und von der ganzen Welt blockiert wurde, zwei entsetzliche Jahre, in denen jeder Mann entweder an die Front oder ins Gefängnis ging, und alles Lebendige hungerte und fror.

Kein Mensch ist unbeschädigt den blutigen Klauen der Revolution entronnen. Alle haben eine heimliche Wunde, die meisten, die ich treffe, klagen über eine Krankheit und bitten mich, ihnen Pillen oder Pulver zu geben oder das Fieberthermometer zu leihen. Auf der Straße hat jeder fünfte Mensch einen wollenen Schal um den Kopf, es sieht aus wie eine Stadt voller Zahnschmerzen.

Und was sind diese körperlichen Gebrechen gegen die Entbehrungen, die jeden in der Seele fassen. Ich habe noch keinen getroffen, der nicht im Chaos der Revolution einen Angehörigen verloren hätte: erschossen, geflohen, tot, verschwunden.

„Mein Mann wurde am 19. Januar totgeschlagen."

„Mein Bruder wurde erschossen, er saß im Geschäftsausschuß der Menschewiken."

„Mein Schwager lebt in der Verbannung in Sibirien."

Stadtbibl. 25 1923 BRESLAU

„Mein Mann wohnt in Konstantinopel; er war weißer Offizier, ich bin jetzt mit einem Privatdozenten der Philologie zusammengezogen, dessen Frau in Berlin lebt."

„Als ich heimkam, waren meine Schwestern verschwunden, ich habe vergebens seitdem in den Blättern nach ihnen inseriert."

„Ich weiß nicht, wo mein Vater ist. Er war erst sechzig Jahre alt. Ich glaube daher, daß er noch lebt. Meine Mutter glaubt es auch."

*

Das Ministerium des Äußern hat mir ein Zimmer in dem feinen Savoyhotel angewiesen, das ebenso viel kostet wie ein Zimmer im Berliner Hotel Adlon. Die Doppelfenster können nicht geöffnet werden, sie sind verkittet, um die Kälte abzuhalten. Das Bett ist voller Wanzen, die mich am Schlafen hindern. Ratten und Mäuse sägen im Holz, eine Mäusefamilie benutzt jede Nacht eine bestimmte Ecke meiner Fensterbank als W. C., und ich muß morgens ihre kleinen schwarzen Diamanten auf den Boden fegen. Draußen im Gange springen die Kellner mit Feuerzangen umher, um fette Ratten, so dick wie Ferkel, totzuschlagen.

Der eine Kellner ist ein Tartar, der andere ist dunkelhäutig, ich fragte ihn heute morgen, ob er Jude wäre.

„Nein, das bin ich nicht, antwortete er, denn dann wäre ich totgeschlagen. Mein Vater war Ungar, meine Mutter Italienerin. Ich bin auch kein Kommunist, meine Politik heißt: Immer so viel wie möglich zu verdienen. Nein, sehen Sie, mein Herr, als ich mit meiner Frau von Turkistan nach Moskau reiste, wurde der Zug von Anti-Bolschewisten bei Atjubinsk, zwischen Atjumir und Orenburg, überfallen. Plötzlich hielten wir mitten in der Steppe. Wir sind von Reitern umringt. Ich höre den Befehl: Spannt das Gewehr. Es waren Kirkisen und Kosaken, die durch alle Wagen gingen und alle Juden niedermachten. Eine Jüdin kam schreiend in unser Abteil, ihrem Mann, einem deutschen Ingenieur, hatten sie die Stirn gespalten, nur weil er mit einer Jüdin verheiratet war, ihr zwölfjähriges kleines Mädchen schlugen sie auf den Kopf, daß es von dem Augenblick an stumm und taub war, ihren siebzigjährigen Vater hieben sie mit Säbeln in Stücke. Alle schwarzäugigen Männer wurden herausgeschleppt, man riß uns das Unterzeug auf, um zu sehen, ob wir Juden wären. Siebzig wurden erschossen. Die jungen Weiber wurden ins Dorf getrieben und kamen am nächsten Morgen im bloßen Hemd zurück. Die Räuber hatten die Telegraphendrähte abgeschnitten und die nächste Station besetzt, sie hatten selbst Telegraphisten und Maschinisten mit, und fuhren auf unserer Maschine davon, als sich ein Panzerzug näherte. Mein Haar wurde in zwei Tagen weiß. Ich hatte bis dahin nicht ein weißes Haar. Aber ich habe nichts verloren als einen Korb mit 35 Eiern; in einem der Eier waren übrigens für 80 000 Millionen Rubel (8000 Goldmark) Brillanten. In der Verwirrung waren sie zum Abteilfenster hinausgeworfen worden, und ich wagte nicht, den Zug zu verlassen, um sie aufzulesen."

*

Wochenlang habe ich nach einem Denkmal gesucht, das die Revolution sich errichtet hätte und das als ein Monument dieser Zeit die Jahre überdauern sollte. Ich entdeckte nichts. Endlich fand ich eine Reihe heiliger Gräber. Die Revolutionsopfer der Straßenkämpfe hat man mitten in der Stadt auf dem roten Platz in einer langen Reihe gerade unter der gewaltigen Kreml-Mauer, im Herzen Rußlands, in seiner heiligsten Erde begraben. Ein paar berühmte Revolutionäre, die später der Ausrenkung erlegen oder in einem Hinterhalt gefällt sind, schließen die Reihe.

Dieses Geschlecht muß sich wohl überhaupt damit begnügen, die Revolution zu schaffen, und es einem kommenden überlassen, das richtige Monument auf ihr Grab zu setzen. Darum wird das von der Regierung beistellte Monument des berühmten modernen Künstlers Tatlin für die 3. Internationale kaum vom Papier zur Wirklichkeit werden. Diese gigantische Maschinenkonstruktion vereinigt in phantastischer Weise Skulptur, Malerei, Architektur und Eisenbahnbau. In drei Kolossal-Stockwerken faßte das Ganze als eine Art Eiffelturm erbaut werden, das, sich in einem Winkel von 45 Grad neigend, Vergangenheit und Mittelgestalten trutzt. Für die andere, noch gewaltigere Aufgabe, den Bau eines Arbeiterpalastes für alle internationalen Bureaus, Kochvereine und Sitzungen der Arbeiter, sind dagegen so mächtige schöpferische Kräfte in Bewegung gesetzt, daß ich an ihre Lösung glaube. Soeben ist eine Architektur-Konkurrenz geschlossen, und gestern habe ich die Ausstellung besichtigt.

Unter den Projekten waren sowohl klassisch-griechische, wie babylonische und altrussische Arbeiterpaläste. Am interessantesten waren natürlich solche, die sich durch moderne Materialien, Stahl, Zement und dickes Glas, einen Stil mit ungeahnten neuen Formen und Linien schufen. Viele der Komplexe hatten Ähnlichkeit mit Riesentanks oder Dreadnoughts, eines glich einer Zusammenstellung von Maschinentellern, Rädern, Kränen, ein anderes brachte eine walfischartige Kuppel zwischen zwei wie Korkenzieher gewundenen Wolkenkratzertürmen an, ein drittes erhebt sich wie eine Art Fruchtschale von riesigen Dimensionen, die einen Landungsplatz für Flugzeuge darstellt. Ich glaube, daß einer dieser Paläste errichtet werden wird: Denn wenn der Kultusminister auch kein Geld hat, um dem Personal des kleinen Kaiserlichen Schauspielhauses (insgesamt 500 Personen) seine Gagen während der Sommerferien zu bezahlen, so besitzt Rußland doch Cyklopenkräfte, um Babeltürme in den Himmel zu bauen, — wenn es im Namen der Revolution geschieht.

*

Wenn man durch die Straßen wandert, wird man oft von Musik gefangen; irgendwo in der Stadt scheint immer ein Orchester auf dem Marsch zu sein, und sie lärmen so feurig, so festlich, daß man verlockt wird, ihnen zu folgen. Ich beneide die roten Trommelschläger, die ein Leben in dauerndem Enthusiasmus verbringen. Nur der Anblick, wie sie mitten in den Hörnerfanfaren mit blanken Augen marschieren und mit den Trommeln salutieren, die lange, in freudiger Ekstase geschlagene Risse haben, kann mit Begeisterung erfüllen. Dann wieder sind es Fachvereine, die mit roten Bannern zu einer Protestversammlung oder einem Fest wandern. Sonntag rief mich ein Trauermarsch auf die Straße: da kam mir die breite Teatralni Proyezd herab ein Leichenzug entgegen. Wie ein gewaltiger schwarzer Strom, langsam, aber unwiderstehlich, von einzig dastehender Hoheit geprägt, glitt er vorwärts.

Der begraben werden sollte, war an einem Magenleiden gestorben, aber er hatte 15 Jahre der kommunistischen Partei angehört und wurde wie ein auf dem Feld der Ehre gefallener Krieger begraben. Ich mußte an die früher üblichen Beerdigungen denken: Ein schlaffer Pfaffe latscht mit einem verräucherten Heiligenbild voraus, dann kommen zwei Pferde mit Trauerschabracke, die den rumpelnden Wagen ziehen, auf dem der von einem Priestergewand bedeckte bloße Sarg steht. Daneben ein paar bezahlte Beerdigungsdiener. Hinterher die trauernde Familie in einer geschlossenen Droschke.

Hier war der Sarg auf einem großen, mit rotem Stoff geschmückten Lastautomobil angebracht und thronte hoch als ein rollender Katafalk, von einer roten Fahne und einer Flut weißer Blumen bedeckt. Zehn Parteigenossen umstanden den Sarg, das Gesicht ihm zugewandt, und hielten die Ehrenwache, immer abwechselnd ein Zivilist und ein Soldat mit aufgepflanztem Bajonett. Ein anderes rotes Lastauto folgte mit Kränzen wie ein sommerliches Meer auf Rädern.

Dicht dahinter wurde eine blutrote Samtfahne von einem Offizier getragen, während ein Matrose das Tuch hochhielt. Dann kam der Trauerzug, je sechzehn in einer Reihe, alle Arm in Arm, alle im selben langsamen Tritt, die Männer trotz des Schneewetters mit bloßen Häuptern, und die Augen wie gegen ein fernes Ziel erhoben, mitten in der ersten Reihe die Witwe, die von zwei starken Männern getragen zu werden schien. Voran und hinterher große Orchester, zuletzt eine Kompagnie Soldaten der roten Armee, an den Seiten berittene Kosaken, die hin und her galoppierten und mit ihren langen Lanzen die Ordnung aufrechthielten. Alle Offiziere, die wir trafen, blieben stehen und machten Honneur vor der Flagge. Alte Frauen bekreuzten sich vor dem Toten. Ich schloß mich dem Zuge an. Wir waren drei Stunden unterwegs, ehe wir den Kirchhof erreichten, aber das Marschieren allein war hier eine dreistündige Feier voll ergreifender Hoheit.

Gestern flog mich ein munteres, jubelndes Orchester ein, das in Richtung des Kremls, in einer goldenen Wolke explodierender Messingtöne verschwand. Ich kenne nicht ihre neuen Melodien, aber es sind Melodien, die berauschen. Ich glaube, man hat sie aus Feuer und Flammen aller Musik der Welt zusammengebraut; auf jeden Fall erkenne ich immer wieder Bruchstücke der Marseillaise, der Carmagnole und der Internationalen: Es ist ein Rausch von Trompetenfanfaren, Trommelfeuer, Heerschreien. Die Soldaten marschierten nach dem roten Platz, wo eine Parade stattfinden sollte. Ich wunderte mich darüber, daß sie nicht ihren Einzug durch das nächste Tor hielten, sondern nach der anderen Seite der Kapelle, die der iberischen Madonna geweiht ist, hinüberschwenkten und an der Kreml-Mauer entlang marschierten, die eine Wand des Platzes bildet. Aber plötzlich ein kurzes Kommando, die Säbel der Offiziere blitzen grüßend durch die Luft, Parademarsch mit Augen rechts, die Musik geht in den revolutionären Trauermarsch über, der Schluchzen, geballte Fäuste und zuletzt die Morgenröte einer verklärten Auferstehung ist. Man befindet sich vor den langen Reihen revolutionärer Gräber, und ehe man an die Arbeit geht, huldigt man den toten Kameraden. Es sind fünf Jahre, seit sie hier begraben wurden, aber man hat sie nicht vergessen. Die Zuschauer auf dem Platze durchfährt ein elektrischer Strom, alle erheben sich, entblößen die Häupter, kleine elfjährige Kadetten mit Pickelhauben machen Honneur.

Dann marschiert das rote Heer mit den gesenkten Blutfahnen grüßend entlang an der Reihe der Revolutionsopfer — Arbeiter und Künstler, Proletarier und Idealisten, Gemeine und Führer . . . .

Kampflied.

Von Werner Dreiburg (Berlin).

Spannt sich auch aus speichelfeuchten
Fäden ein Gespinst:
Tag muß werden, Licht muß leuchten,
Wo noch Dämmer grinst.

Daß die letzte mordgekrönte
Hurra-Lüge schweigt
Und das mit dem Geist versöhnte
Menschenbild sich zeigt. —

Daß in Schutt und Schand geraten
Untertanensinn,
Haßgesänge, Handgranaten,
Schießgewehr aus Zinn. —

Daß wir ganz zum Schlafen bringen
Kaisertum und Krieg
Und die Telegraphen singen:
„Menschheitsrepublik!" —:

Blitz soll ins Gemäuer schlagen,
Daß die Nacht erbleicht!
Fackeln sollen Feuer tragen,
Bis das Dunkel weicht!

Daß der Thron- und Fron-Gedanke
Kläglich und verdreckt,
Müd' gemacht vom Hohngeranke,
Ohne Pracht und ohne Pranke,
Ausgelacht, wie eine kranke
Riesenlaus verreckt.

Politische Glossen.

Die † † † Juden. Es gibt Kreise in Deutschland, in denen der Jude lediglich den Scheiterhaufentod verdient. Daneben aber sich's mit Juden ganz gute Geschäfte machen. Z. B. [illegible] von Gräfe-Goldebee, der bekanntlich Antisemitenrich, [illegible] vorgeworfen wird, daß er seine Hand bei dem Münchener Putsch im Spiele gehabt habe, und der täglich einige Dutzend Juden zum Frühstück verspeist, macht seine besten Geschäfte mit dem jüdischen Getreidekaufmann Levinsohn. Warum auch nicht? Geld stinkt nicht! Im Kreislandbund Ruppin sitzen gewiß [illegible] Landwirte, die das Geld von Juden gern entgegennehmen, [illegible] Hauptsache, es ist wertbeständig. Nach außen hin aber darf man um Gottes Willen nicht ruchbar werden. Da muß man schön [illegible] der Hakenkreuzfahne bleiben. So hat der Kreislandbund Ruppin jetzt eine Anweisung herausgegeben, auf der sich die „Landwirtschaftliche Ein- und Verkaufsvereinigung Ruppin, G. m. b. H." zur Auslieferung eines Pfundes Roggen verpflichtet. Die Anweisung trägt u. a. folgende Inschrift: „Dieser Schein ist ungültig, wenn er in die Hand von Juden gelangt. Deutschland den Deutschen!" Haben die Leute [illegible] recht? Hitler, Hitler über alles, über Kahr selbst in der Bayerischen Pfalz. Das Ausland muß immer etwas über uns zu lachen haben!

Was er geleistet hat. Herr Dr. Boelitz, seines Zeichens Kultusminister von Preußen, hat unter dem Titel: „Der Ausbau des preußischen Bildungswesens" im Verlag von Quelle und Meyer ein Buch erscheinen lassen, in dem er Rechenschaft darüber ablegt, was in Preußen auf dem Gebiete des gesamten Schulwesens, von der Volksschule bis zur Hochschule, seit Schluß des Weltkrieges geleistet worden ist. — —

Wir fürchten, daß dieses Büchlein, trotz verschiedener anerkennenswerter fortschrittlicher Leistungen, nicht sehr umfangreich werden wird. Es wäre u. E. viel stärker und inhaltreicher geworden, wenn der Herr Kultusminister darüber Auskunft gegeben hätte, was auf dem Gebiete des preußischen Schulwesens nicht geleistet worden ist. Denn leider läßt die Erziehung unserer Schuljugend in republikanischem Sinne nach wie vor sehr viel zu wünschen übrig.

(Nachdruck verboten.)

Kleinburger Skizzen. [12

10. Opfermutige Frauen.

Heroismus ist etwas, was der Durchschnittsspießer wohl anstaunen, aber nicht begreifen kann. Geht der Heroismus Wege, die außerhalb der normalen Anschauungssphäre liegen, dann wirft der Spießer mit Straßenkot auf den Heroen. Der Weg zum Heroismus ist für den Durchschnittsspießer sehr einfach, er liegt auf dem Gebiete der körperlichen Kraft: Krieg, Sport geben Wertmesser ab, geistige Kraft gilt nur, wenn die Bedeutung vorgekaut wird. Seelische Kraft ist Unsinn, Torheit, seelische Kraft vermag besagter Spießer mit seinem Intellekt nicht zu fassen.

„Pfui", sagte er deshalb, als längere Zeit vor dem Kriege auf der Berliner Friedrichstraße ein Mädchen wegen gewerbsmäßiger Unzucht festgestellt wurde, das einen Offizier zum Bruder hatte. „Wie kann man sich nur so weit vergessen?!" schrien die Philister. Der Fall lag dabei ganz einfach. Der Herr Leutnant hatte Schulden gemacht, obwohl er ein ganz armer Mensch war. Die Manichäer bedrückten ihn schwer, eine reiche Heirat war auch nicht bald zur Hand, es blieb nichts übrig als die Kugel in den Kopf. Er entdeckte sich der Schwester, einem bildhübschen Mädchen. Das sagte sich sofort, daß es ihr unmöglich sein würde, in irgend welcher anständigen Arbeit sich die für damals bedeutende Summe in der notwendig kurzen Zeit zu verdienen. Zum Versetzen war nichts mehr da, der Kummer des heißgeliebten Sohnes durfte zudem die alte Mutter nicht erreichen. Ohne daß es Bruder und Mutter auch nur ahnten, fuhr das Mädchen nun Tag für Tag aus dem Vorort nach der Innenstadt und suchte auf der Friedrichstraße Herrenbekanntschaften. In wenigen Tagen hätte das an Leib und Seele gebrochene Mädchen dem Bruder die Summe überreichen können, aber vorher griff sie die Sittenpolizei auf. Ich hörte von dem Fall, weiß aber nicht, wie sich die Dinge weiter entwickelt haben. Bei der starren, preußischen Bürokratie vermutlich folgendermaßen: Das Mädchen kam unter die Sittenkontrolle, der Fall wurde dem Regiment gemeldet und der junge Offizier mit Schimpf und Schande davongejagt. Vielleicht nahm sich der Offizier das Leben, ebenso die Schwester und die alte Mutter erlag einem Schlaganfall. Vielleicht auch blieb der Bruder der Zuhälter seiner Schwester, um die geliebte Mutter über die Familienkatastrophe hinwegzutäuschen. Wie gesagt, ich weiß nicht, wie das Drama ausging, es hätte aber still beigelegt werden können, wenn unsere Gesetze nicht den Geist des Durchschnittsspießbürgers trügen, der eben seelischen Heroismus nicht begreift. Ein Richter schrie einmal einen Angeklagten, der seine Tat psychologisch erklären wollte, wütend an: „Mit Psychologie hat das Gericht gar nichts zu tun, bleiben Sie bei der Sache!" Quod demonstrandum erat . . .

An diesen Fall, der mich schon in meiner Jugend erschütterte, wurde ich in letzter Zeit mehrfach erinnert. Zunächst bei der in Kleinburger Kreisen vielfach erörterten Verehelichung eines Breslauer Arztes mit einer Prostituierten. Auch hier wiederum die Redensart: „Wie kann man nur!" oder: „Wie ist so etwas nur möglich!" Keinerlei Versuch irgendwo, der gewiß merkwürdigen Angelegenheit psychologisch auf den Grund zu gehen. Ich bemühte mich, Verständnis zu erwecken, indem ich mich bestrebte, den Fall wie folgt plausibel zu machen: „Ein kleiner dummer Streich oder die Not hat früher manches Mädchen schnell unter die Sittenkontrolle gebracht. Eine Befreiung daraus war so gut wie ausgeschlossen. Nahm ein solches Mädchen Stellung an, so hatte die Polizei nichts eiligeres zu tun, als sich bei dem Arbeitgeber nach der „Führung" zu erkundigen, wobei das „Vorleben" des Mädchens natürlich bekannt und daraufhin das Mädchen auf die Straße gesetzt wurde. Die Republik hat den Behörden in dieser Beziehung eine menschenwürdigere Auffassung beigebracht, insbesondere darf man wohl von dem jetzigen Leiter der Breslauer Sittenpolizei sagen, daß in seinem Dezernate mit viel'em Takt gearbeitet wird, wobei freilich manchmal gewisse Vorschriften hinderlich im Wege stehen. Aus besagtem Grunde konnte wohl auch die jetzige Praxis nicht aus den Schlingen der Sittenkontrolle heraus, da sie jedoch Verstand besaß, erhob sie sich — wie gesagt, meine Herrschaften, alles Vermutungen, die ich hier wiedergebe — zur „Klassefrau". Klassefrauen, das sind Prostituierte, die sich ihre festen Liebhaber halten und von diesen bezahlen lassen. Der Unterschied zwischen vielen sogenannten ehrbaren Ehefrauen und diesen Klassefrauen besteht oft nur darin, daß sich jene nicht bezahlen lassen; aber auch hierin gibt es Ausnahmen. (Eine Dame rief empört dazwischen: „Wie man nur so respektlos von Ehefrauen sprechen kann!" Worauf ich antwortete, daß man im Leben auch zwischen Ehefrauen unterscheiden müsse.) Aber auch als Klassefrau liebte die jetzige Arztgattin die Männer nicht, sie lernte sie von allen Seiten kennen — wie sollte sie da Achtung vor ihnen empfinden. Da trat eines Tages der arme Student in ihr Leben. Ihn, den noch unschuldigen jungen Menschen, gewann sie lieb und nun bekam ihr Leben einen Wert. Sie lebte und — liebte nur noch für ihn. Kein Wunder, wenn er, dem es bisher schlecht ging, Gefallen an dem Wohlergehen fand und etwaige seelische Bedenken allmählich unterdrückte. Der begabte junge Mann stellte sich schließlich jenseits der allgemein gültigen Moral. Vielleicht hat ihn auch die kluge Frau darauf aufmerksam gemacht und gezeigt, daß diese Moral auch sehr durchlöchert ist, hat ihn auf Ehen gewiesen, die der Büchse der Pandora gleichkamen — er liebte schließlich das Weib um ihrer Seele willen und hat sie um dieser Seele willen auch am Ende seines Studiums geheiratet. Gesellschaftlich mag er noch geächtet sein — eines Tages wird man erkennen müssen, daß seine Frau ihm ganz gewiß treu ist, während gerade die Frauen gern Steine werfen, deren Herz nicht ganz rein ist."

In einem größeren Badeort der Grafschaft Glatz fiel täglich auf der Kurpromenade eine stattliche und schöne junge Frau auf, die ihren gelähmten Mann in einem Rollstuhl vor sich hinschob. Mit rührender Sorgfalt bemühte sich die Frau um den Kranken, und er dankte es ihr mit leuchtenden Augen. Viele Kurgäste äußerten sich entzückt über den Opfermut dieser Frau. Häufig suchten fein empfindende Frauen sich ihr zu nähern, um ihr Gesellschaft zu leisten, damit der Kranke nicht so einsam sei, die Dame hielt sich jedoch reserviert. Es fiel jedoch auf, daß die Dame abends viel an Vergnügungsstätten gesehen wurde, oft in Begleitung fremder Herren, aber man entschuldigte das schließlich mit der Jugend der Dame. Monatelang dauerte der Aufenthalt der beiden im Badeort. Der Mann genas allmählich, und als er abfuhr, konnte er sich ohne Rollstuhl fortbewegen. Glücklich führte ihn die Frau zur Bahn.

Dann erfuhr man eines Tages durch einen „Kavalier" die Geschichte dieser Frau. Jung verheiratet, stellte sich plötzlich bei dem Manne als Folge des Feldzuges eine Lähmung des Unterkörpers ein. Der Arzt riet ihm dringend, einen Badeort aufzusuchen, dessen Quellen den Mann heilen sollten. Das Vermögen hatte jedoch die Krankheit bereits fast aufgezehrt. Was nun? Die junge Frau versetzte ihren letzten Schmuck und fuhr mit ihrem Manne ins Bad. Die Geldentwertung begann zu rasen. Bald stand die Frau ohne Geld da. Da opferte sie sich. Sie schaffte sich Verhältnisse an. Reiste ein Liebhaber ab, wurde ein anderer begünstigt. Die Frau war aber vorsichtig in der Wahl, sie vertraute sich nur Männern an, deren Ehrenhaftigkeit ihr sicher schien. Ob ihr Mann davon wußte? Wohl kaum. Vermutlich glaubte er an das Finanzgenie seiner Frau. Der Zweck der Badereise wurde jedenfalls erreicht. Die Frau konnte Ärzte und Bäder bestreiten. Der Mann genas und zweifellos ist ihm die Gattin wieder wie früher ein zärtlich treues Weib.

Ich höre im Geiste viele Frauen sprechen: „Mögen die Mütter dieser aufopferungsfähigen Frauen auch ehrbar sein, die Töchter dieser Frauen sind es nicht." Natürlich: Philistermoral. Was man nicht begreifen kann, ist verdammenswürdig. Es gibt aber auch genug Ehefrauen, die eine Aufopferung nicht notwendig haben, deren Leichtsinn sie jedoch Wege treibt, die in dieser Beziehung unter allen Umständen nicht gutgeheißen werden können. Ich kenne die (nicht einmal schöne) Frau eines Breslauer Akademikers, die sich zu einer mir gleichfalls bekannten Dame leichtfertig äußerte: „Mein Mann verdient nicht soviel wie ich brauche, folglich muß ich sehen, wo ich es herbekomme." Die drei hier geschilderten Frauen trieb Not und Opfermut zu einem wenig geachteten Gewerbe, die letztgenannte Frau aber trägt den Urtrieb der Dirne in sich: Putzlust und Leichtsinn, und handelt danach. Weil ihr Gatte ihr in dieser für jede akademische Praxis ungünstigen Zeit keine seidenen Strümpfe kaufen kann, „verdient" sie sich diesen Luxus bei reichen Liebhabern. Jene drei Frauen nehme ich energisch in Schutz, für diese Frau gibt es nur eines — Verachtung. Was diese Frau vermutlich nicht abhalten wird, gelegentlich über legale Phrynen mit Abneigung den Stab zu brechen.

In nächster Nummer wieder ein interessantes Kapitel der Kleinburger Skizzen.

Polnische Wirtschaft. Meldung aus Lodz: Das Bezirksgericht verhandelte gegen den Mehlhändler Ferychim Kempinski (Zgierska Nr. 88), der angeklagt war, im August d. J. den Verkauf von Mehl verweigert zu haben, obwohl er 21 Säcke Weizen und 25 Säcke Weizenmehl besaß. Der Angeklagte, der den Rechtsanwalt Ettinger aus Warschau verteidigt hatte, erhielt zwei Jahre Gefängnis. Die beschlagnahmten erwähnten 46 Säcke Mehl werden von dem Wucheramt verkauft und das erzielte Geld dem Bezirksgericht zur Verfügung gestellt werden. Kempinski wurde sofort verhaftet. — —

In Deutschland würde der Mann, so wie wir die deutschen Gerichte kennen, allerhöchstens zu einer ganz minimalen Geldstrafe verurteilt werden. Man wird füglich nicht mehr von „polnischen Wirtschaft" sprechen dürfen, sondern von einer „deutschen Wirtschaft". Um wieviel ist man in Polen doch weiter als wir uns! Bis jetzt hat man jedenfalls noch nichts davon gehört, daß irgend einem Fleischer auf Grund der Fleischpreise von vorigem Sonntag etwas geschehen wäre.

Hurra!!! In der „Pommerschen Tagespost" vom November findet sich folgendes Inserat:

Gottes Gnade schenkte uns den zweiten reaktionären, strammen, völkischen Jungen.

In großer Freude

Hauptmann a. D. Horst Schlenzig und Frau Wera, geb. Braennlich.

Stettin, den 6. November 1923,
Grabower Str. 29 III.

Der neue Weltbürger soll seine Auffassung über diese Angelegenheit bereits ganz eindeutig in die Windeln gelegt haben . . .

Der Vernunft eine Gasse. Wilhelm II. scheint auf seine alten Tage noch vernünftig werden zu wollen, ein Vorzug, den er bisher so sehr vermissen ließ, daß wir heute im Schlaraffenland. Jedenfalls veröffentlichen jetzt, auf Grund der Rückkehr des Kronprinzen nach Deutschland, die holländischen Blätter eine vom Exkaiser abgegebene Erklärung, in der es heißt, die Rückkehr sei ohne sein Verwissen erfolgt. Der Abschiedsbrief des Kronprinzen sei eingetroffen, als dieser bereits die Grenze passiert hatte. Wenn der Kronprinz ihn vorher gefragt hätte, so hätte er Einwendungen gegen die Abreise erhoben in einem Augenblick, wo Deutschland derart durch innere Zwietracht zerrissen sei. Weiter wird in der Erklärung dementiert, daß der vormalige Kaiser mit einer Bewegung in Verbindung stehe, die die Wiederherstellung der Monarchie bezwecke, daß eine drahtlose Station bestehe, und daß eine Anzahl Pässe in Doorn eingetroffen seien. — —

Wilhelm II. ist offenbar nicht nur klüger als sein Sprößling, der ja die Einreise gar nicht erwarten konnte, mochte der Kronprinz politisch auch noch so unglücklich sein; sondern er kommt auch weiter zu denken als die Regierung des Herrn Stresemann, der die Einreise erlaubt und in seiner Regierungserklärung noch verteidigt hat. Und das ist für Herrn Stresemann sehr schlimm.

Schade nur, daß Wilhelms Vernunft zehn Jahre zu spät kommt. Jetzt nützt sie uns nichts mehr.

Großagrarische Nahrungsmittelfälschung.

Das soziale Gewissen eines Rittergutsbesitzers

Auf dem Gebiete der Wucherbekämpfung hat sich manches gebessert. Die Polizei geht energisch gegen preistreibende Kräfte vor, beschlagnahmt Warenläger und überantwortet den Preistreiber dem Staatsanwalt. Leider hindert oft die Auffassung der Gerichte die volle Auswirkung des polizeilichen Eingreifens. Was soll man z. B. dazu sagen, daß das Gericht den Begriff von strafbarer Warenzurückhaltung nicht gegeben sieht, wenn innerhalb eines monatelangen Zeitraumes von einem Warenlager nur ein einziges Mal eine kleine Menge von Ware abgegeben wurde oder wenn das Wuchergericht Strafen von — einer Million Mark als bedeutend ansieht. Man vergleiche dagegen die Bestrafung eines Redakteurs wegen formaler Beleidigung. Da kann keine Buße hoch genug sein.

Bedauerlicherweise hat sich auf dem Gebiete der Nahrungsmittelfälschung die „Strenge des Gesetzes" noch nicht einmal so entwickelt wie bei der Wucherbekämpfung, obwohl man gerechterweise doch annehmen müßte, daß es nichts Schändlicheres gibt als das Gewerbe des Nahrungsmittelfälschers. Hier sollte unverzüglich eingeschritten werden, dem Nahrungsmittelfälscher müßte das Handwerk gelegt werden können, und ihm sofort, nachdem er erwischt wurde, gerichtlicherseits, falls die Macht der Polizei nicht ausreicht, der Handel mit Lebensmitteln untersagt werden. Aber nichts geschieht. Die Gerichte nehmen sich in der Behandlung solcher Fragen recht hübsch Zeit, und inzwischen kann der Nahrungsmittelfälscher Zeit gewinnen, um sich aus den Maschen der Gesetze herauszuschälen.

Gerade bei der Milchpanscherei bedürfte es eines schnellen Eingreifens der Gerichte, weil hier die Gesundheit und das Leben weiter Volksschichten in Frage steht. Hier müßte die rächende Nemesis ohne Verzug über den Volksschädling kommen, zumal es gewöhnlich recht lange dauert, bis der Nahrungsmittelfälscher zur Anzeige gebracht wird. Insbesondere ist es beim Milchhandel nicht selten so, daß der Nächstliegende, der Kleinhändler, bestraft wird, ohne daß er gegen die verwässerte Milch etwas kann. So ist dies auch einmal in dem Falle geschehen, den wir heute behandeln wollen.

Seit dem 26. September ist der Staatsanwaltschaft das polizeilich abgeschlossene Untersuchungsverfahren gegen den Rittergutsbesitzer Arno Römer in Guckerwitz, Kreis Neumarkt (Schles.) übergeben. Obwohl ihm nachgewiesen wurde, daß der Großagrarier ein gemeingefährlicher Milchpanscher ist, wurde von einer Bestrafung in der langen Zwischenzeit nichts bekannt. Die von ihm gelieferte Milch löst das Rätsel, weshalb man so oft in den Milchhandlungen rahmlose Milch erhält. Die von Römer nach Breslau gelieferte Milch hatte meist einen Fettgehalt von 2,1 Prozent, während die äußerste Grenze 2,7 Prozent sein darf. Eine Melkprobe in den großagrarischen Stallungen ergab jedoch einen Fettgehalt von 3,6 Prozent. Auf Kosten milchbedürftiger Großstädte wurde die Milch heimlich entrahmt, um Butter zu gewinnen, dann wurde die Milch mit Magermilch verfälscht und als Vollmilch zu vollen Preisen in den Handel gebracht. Die etwaige Ausrede, daß das Personal schuld an der Milchpanscherei sei, dürfte nicht in Frage kommen, da die „Herrschaft" höchstpersönlich sich um das Milchgeschäft kümmerte. Wie schwer es oft ist, Nahrungsmittelfälscher zur Strecke zu bringen, sieht man daran, daß sich jetzt erst Milchhändler melden, denen Römer schon im Jahre 1918 minderwertige Milch geliefert haben soll. Daß es bei der Milchproduktion des Herrn Römer nicht ganz sauber zuzugehen scheint, lehrt die Behauptung eines anderen Milchhändlers, der von Römer derart verdreckte Milch bekommen haben will, daß er sie wegen ihres Gestankes heimlich im Kanal ausgießen mußte.

Wir sind begierig, ob das Gericht diesen Fällen nähertreten und welche Strafe den großagrarischen Milchpanscher treffen wird. Leider besteht nicht die Möglichkeit, einem solchen Nahrungsmittelfälscher das Milchvieh abzunehmen und es in bessere Bewirtschaftung zu geben. Berücksichtigt bei diesem Falle muß auch werden, daß eine Breslauer Milchhändlerin G. ihre Existenz verlor, weil sie nicht nachweisen konnte, daß die bei ihr beanstandete Milch schon vom Produzenten (Römer) gefälscht worden war.

Das soziale Gewissen des Herrn Römer auf Guckerwitz scheint auch sonst nicht übermäßig entwickelt zu sein. Vor einiger Zeit fanden wir über ihn folgende Notiz in einer hiesigen Zeitung, die wir zur Charakterisierung hier wiedergeben:

„Rittergutsbesitzer Herr Römer in Guckerwitz, Kreis Neumarkt, hat im August d. J. einen Lohngärtner gemietet, und ihn in einer Notwohnung untergebracht, mit dem Versprechen, daß am 1. Oktober eine bessere Wohnung frei wird und er diese später beziehen kann.

Inzwischen hat Herr Römer durch seine Ehefrau erfahren, daß die Ehefrau des Lohngärtners in anderen Umständen sei. Als der Lohngärtner am 1. Oktober die ihm versprochene Wohnung verlangte, wurde ihm bedeutet, daß er dieselbe nicht erhalte, weil seine Frau schwanger sei. Einen anderen Arbeiter hatte er inzwischen durch den Arbeitsnachweis angenommen. Weil Römer erfuhr, daß auch jene Frau in anderen Umständen sei, wurde er nicht abgeholt und ist nun arbeitslos. So wie Herr Römer verfahren viele seiner Kollegen. Die Kinder und die Eltern wollen die Herrschaften ausbeuten, aber den Nachwuchs wollen sie verhindern, weil die Frau einige Wochen nicht so ausgebeutet werden kann, wie es üblich ist.

Hoffentlich wird das Gericht Herrn Römer beweisen, daß auch Arbeiterfrauen Menschen sind."

Scheinwerfer.

Unkultur im schlesischen Schulleben.

Herr Rektor Kolibay.

Verurteilung „wegen formeller Beleidigung".

In Stiege Gräflich saß seit dem Jahre 1910 bis vor kurzem als Schulleiter der Hauptlehrer Kolibay, der sich in der Gemeinde so schnell unbeliebt machte, daß 450 Gemeindeglieder die Schulbehörde um seine Versetzung baten. Gleichzeitig wurden von den Ortsbehörden (Gemeindevertretung, Gemeindevorstand und Elternbeirat) Beschwerden über Herrn Kolibay an die maßgebenden Stellen eingereicht, wurde auf seine Unverträglichkeit und Händelsucht mit der Bevölkerung, seine gemeine Lügenhaftigkeit im amtlichen Verkehr, sein anstoßerregendes Fluchen, seine pöbelhaften Ausdrücke, sein Handgreiflichwerden" hingewiesen, die ihn „als Schulleiter und Lehrer ungeeignet und als Erzieher total unmöglich" machten. Er sei „ein fähriger, herrschsüchtiger und eigennütziger Mann", der „die ordnungsmäßige Ruhe und den richtigen Takt in seinem Auftreten und seinen Äußerungen" vermissen lasse. Selbst der Landrat des Kreises Neumarkt OS., zu dem Wiese Gräflich gehört, nennt diese Zustände unhaltbar und bittet um Versetzung dieses Mannes, da „mit seinem herrischen Selbstgefühl überall Anstoß erregen und sich sämtliche Sympathien verscherzt". Das ist so im großen und ganzen das Charakterbild des Herrn Kolibay, wie es sich aus den Personalakten und den Eingaben an die Regierung ergibt.

Da die Regierung in Opveln trotz aller Hilferufe nichts gegen den unbeliebten Lehrer unternahm, stellte die „Freie Meinung" in einem Aufsatz (Nr. 33 vom 19. August 1922) unter der Überschrift „Unkultur im schlesischen Schulleben", einige der wichtigsten Vorwürfe über Herrn Kolibay zusammen und nannte diesen auf Grund dieser Äußerungen einen „Flachsmann II". Sofort stellte sich Herr Kolibay beleidigt und stellte Strafantrag gegen den verantwortlichen Redakteur Richter, der in der Gerichtsverhandlung am 15. cr. einen umfangreichen Wahrheitsbeweis für die in dem inkriminierten Aufsatz aufgestellten Behauptungen antrat, der dann auch in allen Einzelheiten vollkommen glückte. In dem Ausdruck „Flachsmann II" sah der Angeklagte keine Beleidigung, sondern eine durchaus berechtigte Kritik an dem zum Lehrer und Erzieher völlig ungeeigneten Kolibay, den er für einen Bildungsschuster halte. Das Gericht folgte diesen Ausführungen nicht ganz; es sei zwar der Wahrheitsbeweis erbracht worden, „so daß der § 186 (Verbreitung nicht erweislich wahrer Tatsachen) keine Anwendung finden könne"; immerhin müsse „wegen formeller Beleidigung" Verurteilung erfolgen; der Angeklagte erhielt eine 80 Goldmark aufgebrummt. Den § 193, „Wahrung berechtigter Interessen", glaubte das Gericht dem Angeklagten nicht zubilligen zu können. Also lediglich wegen des Wortes „Flachsmann" die hohe Bestrafung!

Gegen dieses Urteil ist natürlich sofort Berufung eingelegt worden. Einen ganz famosen Eindruck machte übrigens in dieser Verhandlung die (in Knickstrümpfen erschienene) objektivste Behörde der Welt: der Amtsanwalt. Er wußte offenbar trotz einstündiger Verhandlung nicht, worum es sich eigentlich handelte und mußte sich während seines Plaidoyers erst vom Vorsitzenden belehren lassen (!!). Was Herrn Amtsanwalt dann nicht hinderte, kurzerhand vier Wochen Gefängnis zu beantragen!

•

Inzwischen ist Herr Kolibay als Rektor nach Falkenberg OS. versetzt worden. Diese Versetzung ist eine Beförderung.

Wer hält also wirklich die Hand über den Mann, den man nicht einmal „Flachsmann" nennen darf?

Verbrecher aus Verzweiflung.

Der stud. jur. Einbrecher aus Liebe zur Mutter.

Die Mutter des Studenten der Rechte Westfahl in Berlin hatte einst bessere Tage gesehen; sie war sogar eine sehr reiche Frau gewesen. Nun kam aber der Krieg mit seiner Verwirrung der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse, mit seiner Zerstörung einst großer Wohlhabenheit, und die Entwertung der Mark tat ein Übriges. Jetzt ist die Frau Westfahl vollkommen verarmt, und sie, die früher einen ganzen Dienertroß gehalten hatte, mußte sich in der Markthalle als Reinmachefrau verdingen, um so ihr täglich Brot schwer zu verdienen. Aber noch war des Elends bitterer Kelch nicht bis auf die Neige geleert: die Frau wurde krank, so schwer krank, daß sie ihrer Arbeit nicht mehr nachgehen konnte. Furchtbarste Not war die Folge. Der Sohn, Martin, der Jura studiert hatte, mußte sich das alles ansehen, ohne der Mutter, die er über alles liebte, helfen zu können. Aber helfen mußte er: das stand für ihn fest, dazu waren die Verhältnisse zu verzweifelt.

So geriet er auf die schiefe Ebene. Mit dem Metallarbeiter Paul Stubbe und dem Schlosser Heinrich Pieturskty zusammen bildete er eine Einbrecherbande, die nur nicht besonders glücklich arbeitete und bald erwischt wurde. Die drei Mann waren bei einem Rechtsanwalt D. eingedrungen, nachdem sie durch ein früheres Dienstmädchen des Rechtsanwalts die Gelegenheit ausfindig gemacht hatten. Bald darauf hatten sie unter ähnlichen Umständen einen Einbruch bei einer Frau S. verübt, während die Herrschaft verreist war. Die drei hatten sich nun vor dem Berliner Landgericht zu verantworten: Stubbe erhielt, da er vielfach vorbestraft ist, 2½ Jahre Zuchthaus, und der ebenfalls vorbestrafte Pieturskty wurde zu 1½ Jahren Gefängnis verurteilt. Für Westfahl machte der Verteidiger geltend, daß der Angeklagte aus Liebe zu seiner Mutter auf die Bahn des Verbrechens gelangt sei. Das Gericht ließ bei diesem Angeklagten Milde walten, erkannte auf zehn Monate Gefängnis, wovon fünf Monate auf die Untersuchungshaft angerechnet wurden und gab außerdem dem Antrage des Verteidigers statt, den Angeklagten aus der Haft zu entlassen.

Noch einmal: Das Gespenst.

Unsere Kinder verhungern!

Schon neulich haben wir darauf hingewiesen, daß nach Berichten, die in der Vollversammlung des Deutschen Zentralausschusses für Auslandshilfe abgegeben wurden, Tausende von Kindern buchstäblich dem Hungertode gegenüberstehen. Diese Mitteilungen, die durchaus nüchtern sind und keine Übertreibungen enthalten, werden jetzt durch einen Aufsatz der „Leipziger Lehrerzeitung" wertvoll ergänzt, von der eine Anzahl Entschuldigungszettel veröffentlicht werden, die das Elend der Schulkinder grell beleuchten.

Das betreffende Blatt schreibt: „Eine Mutter entschuldigt ihr Kind damit, daß sie es zu Bette gelegt habe; im Bette höre wenigstens das herzzerbrechende Weinen und Betteln nach Brot auf. Ein Vater, der sein Kind mit leerem Magen in die Schule schicken mußte, kommt während des Unterrichts zu dem Lehrer mit der Bitte, ihm das Kind auf kurze Zeit mit nach Hause zu geben. Er habe sich ein paar Kartoffeln gebettelt und gekocht und wolle nun sein Kind mitessen lassen. In einer Klasse sind dem Lehrer folgende drei Entschuldigungszettel zugestellt worden: „Sie werden entschuldigen, daß ich meinen Sohn heute nicht zur Schule schicken kann. Mein Mann ist arbeitslos und wir haben nichts zu essen." „Entschuldigen Sie bitte, daß mein Sohn erst jetzt zur Schule kommt. Seit Samstag früh haben wir kein Brot im Hause. Wenn mein Mann Lohn bringt, ist das Geld bei sieben Personen auch gleich wieder alle." „Teile Ihnen mit, daß wir seit Freitag nichts zu essen gehabt haben, und daß ich die Kinder nicht mit leerem Magen in die Schule schicken konnte."

Aus den uns weiter zugegangenen Entschuldigungsschreiben greifen wir die aus zwei Klassen heraus: „Ich konnte mein Mädchen nicht zur Schule schicken, da ich ihr kein Brot mehr geben kann." „Senden Sie, bitte, meinen Sohn um 10 Uhr nach Hause, da ich kein Brot kaufen kann. Er soll nicht hungrig den ganzen Vormittag in der Schule bleiben. Ich schreibe das so offen, denn heute ist es keine Schande, ohne Geld zu sein." „Meine Kinder haben schon gestern nichts zu essen gehabt, weder Brot noch sonst etwas Warmes. Mit leerem Magen kann ich sie nicht zur Schule schicken." „Der Wahrheit die Ehre gebend, will ich Ihnen sagen, daß es unmöglich war, die Gerda noch geistig anzuregen, da diese seit Sonntag mittag das letzte karge, ohne Fett gemachte Mittagessen im Leibe hatte. Ich bin daher zu einigen Bekannten gegangen, damit sie wenigstens ein kleines Bemmchen bekam." „Entschuldigen Sie Käthes Ausbleiben am Sonntag abend und heute. Sie hat sich sehr gebrochen, meist Galle und Schleim. Es ist vielleicht das wenige, fettlose Essen, das ich ihr nur geben kann; es ist zu schlimm." Dieses Kind hat häufig weder ein erstes noch ein zweites Frühstück. „Ich kann mein Kind nicht in die Schule schicken, weil es so hungern muß. Seit mein Mann tot ist, haben wir noch kein Mittagbrot gegessen, ab und zu einmal aus der Speisewirtschaft. Ich muß gewärtig sein, der Junge bricht mir zusammen. Ich selbst kann mich kaum auf den Beinen halten. Wenn man nichts ist, als alle Tage ein Stück Brot, das soll Kraft machen, und auch noch trocken, selten einmal etwas Marmelade. Und jetzt haben wir gar keins. Es kommt bei ihm nur Schleim heraus. Wenn es bloß alle wäre, daß man nicht so dulden muß. Es ist zum Erbarmen, wenn man seinen Körper sieht."

Wir können diese erschütternden Zeugnisse furchtbarster Not fortsetzen. Unter der vollkommensten aller Wirtschaftsformen, wie vorgeredet wird, wird der letzte Rest der Volkskraft, wird die Zukunft unseres Volkes vernichtet. Bei gefüllten Scheunen, nach einer der besten Ernten, die Deutschland seit langen Jahren aufzuweisen hat, bei Riesengewinnen und Anhäufung größter Vermögen in Industrie, Handel und Landwirtschaft verhungert buchstäblich das Volk, verhungern unsere Kinder. Die Kinder, von denen wohl überhaupt nur ganz wenige, solange sie leben, ausreichend genährt worden sind. Wie lange werden sie mit ihren geschwächten Körpern dem Hunger noch widerstehen, in ungeheizten oder mangelhaft geheizten Räumen, mit Kleidung, die kaum noch die Blöße bedeckt, ohne ordentliches Schuhwerk in den Wintermonaten?

Blaues Blut.

Die Fälle häufen sich zusehends, in denen Sprößlinge uralter Aristokratie als Verbrecher entlarvt werden. Sind wir ganz ehrlich: es war früher auch schon so, wiewohl die Monarchie sehr bemüht war, die Vorkommnisse möglichst zu vertuschen und den Schleier der Diskretion darüber zu breiten. Man denke nur an den Meineid des Fürsten Eulenburg. Füglich wird man nicht behaupten können, die Revolution sei daran schuld, daß diese Verbrecher-Aristokraten aus der richtigen Bahn geworfen wurden. Blaues Blut verbürgt keine moralische Integrität und hat sie noch nie verbürgt: daran kann nichts gerüttelt werden. Denn sonst würde schließlich Herr von Kahr sein Ehrenwort nicht gebrochen haben. . . .

Aus München wird jetzt wieder ein Fall gemeldet, welcher der moralischen Verfassung einzelner Mitglieder uralten Adels ein grelles Schlaglicht aufsetzt. Dort hatten sich zwei Sprößlinge hochangesehener Münchener Familien vor der Strafkammer des Landgerichts II wegen Betruges und schwerer Urkundenfälschung zu verantworten. Die Angeklagten waren der 20jährige Freiherr Ewald v. Dungern, aus einer altberühmten Gelehrtenfamilie, und der gleichalterige Fritz Kupfer, der Sohn eines Münchener Großindustriellen. Die jungen Leute hatten eine Reise nach Berlin unternommen und hier sehr vergnügt gelebt. Als ihnen das Geld ausging, erschienen sie bei einem Steglitzer Installateur und gaben sich als Beauftragte des Hotels Esplanade aus. Im angeblichen Auftrage des Hotels kauften sie für viele Millionen Glühbirnen, die sie mit einem vom Hotel Esplanade unterstempelten Scheck bezahlten. Darauf gingen sie zum Hotel Esplanade und verkauften die Glühbirnen gegen bar. Als der Installateur den Scheck in Zahlung gab, stellte sich die Fälschung heraus. Beide Angeklagten haben bereits in München Vorstrafen wegen ähnlicher Betrügereien erlitten. Die Verteidiger baten, den Angeklagten, die hochgradig minderwertig sind, noch einmal mildernde Umstände zuzubilligen, und sie hatten trotz der Vorstrafen damit auch Glück, was ja in der deutschen Republik auch kein Wunder ist. Das Gericht verurteilte sie, um sie noch einmal vor Zuchthaus zu bewahren, zu je neun Monaten Gefängnis.

•

Die Weltbühne, der Schaubühne XIX. Jahr, Wochenschrift für Politik, Kunst, Wirtschaft, herausgegeben von Siegfried Jacobsohn, enthält in der Nummer 47: Berlin und Paris, von Hans Schwann; Spaniens Zukunft, von Manfred Georg; Das Buch über den Kaiser, von Arthur Eloesser; Zu diesem . . . von Moritz Heimann; Von Ruhr und Rhein, von Hans v. Zwehl; Die anständigen Menschen, von Frank Warschauer; Hauptmann-Abend, von S. J.; Über allen Zauber Liebe, von Alfred Polgar; Der Tragödie zweiter Teil, von Morus; Bemerkungen, von Bab, Munk, Stieler, Pollack; Antworten. Die „Weltbühne" erscheint wöchentlich und kostet 50 Goldpfennige die Nummer. Monatlich 1, vierteljährlich 3 Goldmark. Probenummern kostenfrei durch alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie durch den Verlag der „Weltbühne", Charlottenburg, Königsweg 33.

Singakademie.

Das Bußtagskonzert der Singakademie war ein lehrreiches und die Musikerseele tief berührendes, ins Praktische übertragenes Kolleg über Musikgeschichte. Pfitzners Kantate „Von deutscher Seele" konnte aus materiellen Gründen nicht aufgeführt werden. Aber die deutsche Seele kann sich getrost in die große Vergangenheit zurückretten; sie findet sogar in der ältesten Zeit deutscher Kunstmusik so viel des Wertvollen, daß sie nicht zu verkümmern braucht. Da ist Johann Bach, der Großoheim Johann Sebastians, der 1673 gestorbene Erfurter Ratsmusikdirektor, dessen Begräbnismotette „Unser Leben ist ein Schatten" beim ersten Bachfest vor 11 Jahren das größte Staunen erregte. Wie beim Worte „Schatten" der Sopran schattenhaft hinaufhuscht, wie fest der Chor in seiner Überzeugungstreue das Wort „nimmermehr" charakterisiert (Dohrn brachte sehr beweiskräftige Akzente an), wie zuletzt zur Kennzeichnung der Nichtigkeit des irdischen Lebens Sopran und Alt sich in die leere Tonika verlieren, das ist unerhört genial. Und dann Heinrich Schütz, eins der größten Musikgenies aller Zeiten und Völker, der größte Vorläufer J. S. Bachs! Die Kantate „Zion spricht" mit ihrer beispiellos kunstvollen Stimmführung und michelangeleskten Ausdruckskraft, das herrliche Zwiegespräch „Weib, was weinest du?" mit der wunderbollen Erkennungsszene zwischen Maria und Jesus, bei deren Übergängen von G-moll nach A-dur und F-dur (vor 300 Jahren!) ich vor Bewunderung außer Fassung geriet, und die Solosszene „Mein Sohn Absalom" mit ihrem fabelhaft meisterlichen Kontrapunkt und der größten Stimmungstiefe in der Harmonik gehören nicht zur historischen oder gar veralteten Musik, sondern es sind Werke von moderner Ausdrucksfähigkeit. Das gilt auch von Telemanns Oratoriumsarie, wo uns das Streichorchester eine durch ihren Realismus eindrucksvolle Charakteristik gibt. Der Hallische Musikhistoriker und Konzertsänger Prof. Dr. Moser sang die beiden Arien mit vortrefflicher Musikalität, aber einem bisweilen zu spröden und von der Höhenlinie etwas abgleitenden Baß. Auch die (übrigens zu schwach besetzten) Tenöre neigten zum Detonieren, ihnen machte schon das f 1 Schwierigkeit. Sonst war alles in guter Ordnung. Den mächtigen Schluß des erlebnisreichen Konzertes bildete Bruckners vom Himmel kommendes und den Himmel stürmendes Tedeum, das als Finale der „Dem lieben Gott" gewidmeten 9. Symphonie gedacht war. Ob der liebe Gott die Widmung angenommen hat, weiß ich nicht. Wenn er es getan hat, so ehrt das sein Musikverständnis. Frl. Dietrich aus Dresden, die Breslauerin Frl. Hoppe, die beide mit dem Oratorienstil wohlvertraut sind, der etwas dünne, aber leicht angehende und biegsame Tenor des Herrn Huxdorf aus Berlin und der sich hier in guter Verfassung gebende Baß des Herrn Prof. Moser bildeten das Solistenquartett. Chor und Orchester unter Dohrns Leitung taten ihre volle Schuldigkeit. Erwähnenswert sind nicht nur der Organist Zeggert und der Primgeiger Beerwald, sondern auch der hinter den Konzertkulissen verdienstvoll mitwirkende Bearbeiter und Retter alter, doch nie veralteten Musikwerke: Prof. Dr. Max Schneider. Seine mustergültige Einrichtung der ersten Kantate ist „Georg Dohrn und der Breslauer Singakademie" gewidmet. Herr Prof. Dohrn und die Singakademie haben sich dieser Widmung würdig gezeigt. Dr. P. R.

*

Der Dresdener Geiger Jan Dahmen spielte im Mozartsaal die beiden Romanzen von Beethoven, die G-moll-Sonate von J. S. Bach und Dvoraks Violinkonzert. Leidenschaftliches Stürmen und Drängen und Kraftgenialität scheinen nicht zu seiner Wesensart zu gehören. Aber er spielt schlackenlos rein und fein, mit eleganter Finger- und Bogentechnik und breitet mild schimmernde Tonkeiten aus. Tiefes mollige Klingen und entstofflichte Singen ist ein Vorzug der in Professor Kochs Dresdener Werkstätten hergestellten Violinen, deren hiesigen Vertrieb die Hainauersche Musikalienhandlung übernommen hat. Die Begleiterin am Klavier, Frl. M. Scholte, war anfangs nicht ganz sicher und zu wenig persönlich. Dvoraks Konzert habe ich nicht mehr gehört. Dr. P. R.

Der Chor der Luisenschule gab am Sonnabend einen „Romantischen Abend", der im großen und ganzen gut gelang. Herr Hahn der Gesanglehrer dieser Schule, hat seine Mädels gut im Zug; Fleiß und Liebe zur Sache sind zu hohen Bislang wurde unrein gesungen; jedoch ist Herrn Hahn kein Vorwurf daraus zu machen, es mag auch auf die Witterung zurückzuführen gewesen sein. Schubert, Schumann, Spohr, Mendelssohn, Loewe, kurz alle unsere großen Romantiker wurden zu Gehör gebracht; und man nahm gute Eindrücke mit nach Haus. Auch als Zionist hat Herr H. A. seine Qualitäten. Zu erwähnen noch jene begabte jugendliche Pianistin — so weit ich feststellen konnte, heißt sie Ruth Cohn; auf dem Programm stands jedenfalls nicht —, die Schuberts Impromptu technisch sehr sicher und gefühlsmäßig richtig wiedergab. Volkstümliche Tänze brachten weitere Abwechslung ins Programm. Auf alle Fälle ist das Streben der Gesanglehrer zu erkennen, die auf gute musikalische Entwicklung ihrer Zöglinge halten. —r.

Filmschau.

„Schatten." „Eine nächtliche Halluzination" nennt sich der Film, der gewaltigste Wirkung auslöst. Es ist ein Spiel von Liebe und Eifersucht, Frauenuntreue und Kavalleriefreiheit, gepreßt in den Rahmen eines Schattenkünstlers. Darüber hinaus steht die große Moral. Künstlerisch wie die Idee ist die Ausführung. Hervorragende Bildtechnik, unübertreffliche Darstellung. Der Inhalt bannt in atemberaubender Weise von Anfang bis Ende. Fritz Kortner läßt als Mann alle Skalen seiner leidenschaftlich bewegten Schauspielkunst aufflammen, Ruth Weyher als Frau offenbart verlockende, glutige Schönheit, mit der sie sinnverwirrend umzugehen weiß. Den Jüngling, als begünstigter Nebenbuhler, gibt vornehm Günter von Wangenheim. In grausiger Spukhaftigkeit mit romantischer Pointe ergeht sich Alexander Granachs Gaukler. Der Film ist in seiner Art einzig dastehend, er läuft ab Freitag im B. K. (Konzerthaus), wird für ganz Mitteldeutschland von der Forum-A.-G. verliehen und dürfte sich als einer der größten Erfolge der Letztzeit erweisen. —nn.

Die Fledermaus-Lichtspiele führen das Milliardensouper mit Ossi Oswalda vor. Die Geschichte von dem kapriziösen amerikanischen Krösusstöchterchen ist bildtechnisch und inhaltlich wirklich sehenswert aufgemacht. Der Film hat den Vorzug, zum Teil humoristisch zu wirken. In seiner Art ist er völlig amerikanisch empfunden. Im Nebenprogramm kann man sich herzlich über Chaplin mit seinem Autoliebchen amüsieren.

Das hohe Lied der schlesischen Berge rollte am Sonntag vormittag in einer vornehm aufgemachten Morgenfeier im Ufatheater an uns vorüber, nachdem Herr Direktor Boussel einen einleitenden Vortrag gehalten hatte. Der Film ist von einer Breslauer Film-Gesellschaft, der Ostfilm-A.-G., gedreht worden, und ist, abgesehen von dem etwas dunklen ersten Teil, prachtvoll gelungen. Wir werden zu herrlichen Motiven des Riesen- und des Iergebirges geführt, Sommer und Winter ziehen an uns vorüber. Die Sehnsucht nach den Bergen wird angesichts der Gebirgspanoramen wach, wer das Riesen- und das Iergebirge kennt, wünscht sich sofort wieder hin, wer es nicht kennt, möchte Versäumtes nachholen. Gedacht ist der als Lehrwerk, sicherlich wird er aber auch als Vorführung im Theater seinen Weg machen. Der letzte Akt zeigt Bilder den Badeorten der Grafschaft Glatz. Als Operateur des fungierte der bekannte Reinhold Scholz. In die großem Beifall aufgenommene Morgenfeier klangen die Blo quartette unter der Leitung Alfred Zobels stimmungs hinein. —

Republikaner
berücksichtigt grundsätzlich
die Inserenten der „freien Meinung"

Wir empfehlen uns
für die Herstellung von Visitenkarten
Familienanzeigen, Fest-Zeitungen usw.
Die freie Meinung, Abt. Druck
Breslau, Höfchenstrasse 48, Fernspr. R. 7897.

Das Milliarden-Souper
Die neuesten
Chaplin mit seinem Autoliebchen
Fledermaus Lichtspiele
Ohlauer Stadtgraben 21
Dir. Ferd. Hund
Deulig-Messter Wochen
Erstaufführung für Schlesien
mit
Ossi Oswalda
Erstkl. Kammerorchester. Kapellmeister Heppner

Herausgeber und Chefredakteur: Hans Hanteda-Fleischmann; verantwortlich für die gesamte Redaktion: i. V. Siegfried Richter, Fernspr. Ring 7897; für Inserate i. V. E. Bellenbaum. Verlag: H. Fleischmann. Druck von Graß, Barth & Comp. (W. Friedrich), Breslau.

Wochenspielplan v. Sonnabend, 24. November bis Sonnabend, 1. Dezember 1923

Lobe-Theater.

Sonnabd., 24. Novbr. 7½ Uhr „Peer Gynt"
Sonntag, 25. Novbr., vormittags 11½ Uhr „Morgenfeier des Reichsverbandes der Rheinländer"
Sonntag, 25. Novbr., 7½ Uhr „Peer Gynt"
Montag, 26. „ 7½ „ „Peer Gynt"
Dienstag, 27. „ 7½ „ „Peer Gynt"
Mittwoch, 28. „ 7½ „ „Ein Teufelskerl"
Donnerst., 29. „ 7½ „ „Peer Gynt"
Freitag, 30. „ 7½ „ „Peer Gynt"
Sonnabend, 1. Dez. 7½ „ Zum 1. Male „Tannhäuser Parodie" von Nestroj

Thalia-Theater.

Sonnabd., 24. Novbr. 7½ Uhr Mein Vetter Eduard
Sonntag, 25. Novbr. 3½ Uhr In Ewigkeit Amen unter Spielleitung Dir. Paul Barnay
Sonntag, 25. Novbr. 7½ Uhr In Ewigkeit Amen
Montag bis Sonnabend täglich 7½ Uhr Mein Vetter Eduard

Stadt-Theater
Freitag 7½ Uhr: **Die Bohème.**
Sonnabend 8 Uhr. **Salome.**
Sonntag 7 Uhr: **Die heilige Ente.**

Schauspielhaus.
Operettenbühne. Tel. R 2545.
Heute und täglich 7½ Uhr: Gastspiel Edith Karin **Der Günstling der Zarin.**
Sonnt. nachm. 3½ Uhr: Gastspiel Eill Pfeiffer **Der Zigeunerbaron**

Kaiserkrone
Hugo Römer und das vollst. neue Programm

Marmor-Haus
Täglich 7½ Uhr: Intern. Varieté

Gala Straßburger
Täglich 7½ Uhr
Sonntag 3½ u. 7½
Sonntag 10—1 Uhr: Tierschau, Probe, Ponyreiten, Konzert

Friebeberg
Jeden Donnerstag ab 8 Uhr Tanz
Jeden Sonntag ab 6 Uhr Grosser Tanz
Auftreten erster Kunstkräfte

Bonbonnière
Jeden Dienstag ab 8 Uhr Tanz.
Jeden Sonntag ab 6 Uhr Grosser Tanz
Darbietungen

Kurgarten
Kleinburg
Jed. Stg. u. Dienstag Vornehm. Tanz

Teppiche Gardinen
Größte Auswahl.
Bekannt solide Preise.
Wir unterhalten keine Filialen.
Jos. Spaniera Sohn
nur **Ohlauerstr. 45** Ecke Promenade

BK-Lichtbildbühne BK
Konzerthaus Gartenstraße
Täglich 5, 6½, 8½ Uhr
20 Kritiken
nur eine Stimme
über:
Schatten
Eine nächtl. Halluzination
Produktion: „Dalu" Berlin, Verleih: Forum-Film A.-G. Breslau
Regie: Arthur Robison
Darsteller: Fritz Kortner, A. Granach, Ruth Weyner, Eugen Rex, F. v. Alten
Pressestimmen. „Vorwärts": Künstler, die ihre Sache verstehen, die Liebe zum Film haben und wissen, daß er der Allgemeinheit so viel schuldig blieb, fanden sich zusammen und schufen ein fein empfindendes Kammerspiel. Sie stellten sich neue Aufgaben und lösten sie. — Man arbeitet mit raffiniertester Ausnutzung des Gegensätzlichen, der Schattenwirkung. — Der Film ist ohne Titel und erbringt die beste Bestätigung, daß der textlose Film sehr wohl möglich ist. Alles in Allem entstand ein Werk, das den Geschmack eines engeren Kreises trifft und interessant für alle ist.
Außerdem das beste amerikanische Lustspiel:
Das verrückte Hotel.
Vorverkauf täglich 11—1 Uhr an der Theaterkasse.

Sammeln Sie die Briefmarken Ihrer täglichen Korrespondenz! Ich zahle Ihnen f. die jetzt im Kurs befindlichen Aufdruckmarken per Stück 100 Mark.
Hermann Böhm,
Breslau I, Karlstr. 18.

Ankauf Brillanten Platin-Gold-Silber
in jeder Form u. Menge
Juwelier u. Goldschmiedewerk
Paul Vogel
Breslau I.
Schweidnitzerstr. 53.
Im Hause Cafe Schuster

Konzerthaus Wappenhof
Sonntag, den 25. November:
Ab 6 Uhr: Wappenhof-Ball
Dienstag: Ball verkehrt
Donnerstag: Ball verkehrt

Konzerthaus Zoo
während der Wintersaison wochentags im kleinen Saal
Konzert
Sonntags im grossen Saal und im Moccahaus
Grosses Streichkonzert
Leitung: Musikdirektor Artur Galaske
Jeden Dienstag
Solisten-Konzert.

Ankauf von Brillanten, Juwelen, Uhren
Platin-Gold-Silber-
Bruch-Gegenstände, Ringe, Ketten künstl. Gebisse, einzelne Zähne etc
nur zum vollen Tageskurs
Edelmetall-, Juwelen-Ankauf
GÜNTHER,
Friedrich-Wilhelmstr. 24 II
Anerkannt höchstzahlende Stelle
Kein Laden

Residenz-Café
am Tauentzienplatz
Vornehmstes u. schönstes Familienlokal
Täglich von 4 Uhr an
Konzerte

Deutsche Reichssilbermünzen werden nicht gekauft
Edelmetall-Juwelen-Ankauf
Wir kaufen ständig
Brillanten, Gold-, Silber-, Platin-Bruch u. Gegenstände, Uhren, Ketten, Ringe, Bestecks, Löffel usw.
Wir zahlen Ihnen ihren richtigen reellen Wert. Einkauf ständig von 8—7 Uhr
Tauentzienstr. 65, II. Tel. Ohle 549
Hielscher, handelsgerichtlich eingetr. Firma

Brillanten
Platin — Gold — Silberbruch
Uhren, Perlen, Werte jeder Art kauft
Felix Sonnenfeld, Breslau
Ohlauer Str. 45, II., Eing. Neue Gasse.

Klavier
zu kaufen gesucht. Angebote mit Preisangabe unter O. E. an die Exped. d. Zeitung.

Lunapark, Morgenau
Sonntag: Gr. Konzert
Dienstag: Verkehrter Ball
Donnerstag: Ball
Omnibusverkehr ab Mauritiusplatz

Kaufe laufend wegen dringenden Bedarfs
Brillanten, Gold-, Silber-, Platin-
Bruch und -Gegenstände in jeder Form und Menge, ausländ. Gold- und Silbermünzen, alte Gebisse und einzelne Zähne mit Platinstiften, Brennstiften
und zahle gute Preise
Emilie Tauchmann
Breslau 16, Tiergartenstr. 47.
Telefon Ohle 7678.

Es ist die höchste Zeit

Sie müssen jetzt bei Ihrer Postanstalt auf

„Die freie Meinung“

(Breslau) zum Preise von 60 Goldpf.

für den Monat Dezember

frei in das Haus abonnieren!

Sichern Sie sich den Vorteil des Abonnements!

November 1923.

Leg' auf den Tisch mit Andacht trockne Brote;
weil's etwas andres nicht zu essen hat;
und lies dazu die neu'ste deutsche Note;
dann wirst du satt!

Du sprichst von Schmiere, Fett und Margarine?
Das ist für uns schon lange Lug und Trug.
Friß dein Brot trocken mit vergnügter Miene;
so bist du klug!

Was nützt dein Klagen aufgeregten Sinnes?
Dadurch verschlimmert sich dein Zustand nur!
Satt ißt sich heute nur noch Hugo Stinnes
(aus Essen-Ruhr).

Und „Schmiere“ kriegen wir von der Regierung
der Republik, regiert von Stresemann.
Drum zeig' stets brav dich und mit „guter Führung“
als deutscher Mann.

Es wird schon kalt; wir haben keine Kohlen.
(Mit Kohlen sind wir herzlich schlecht bestellt.)
Und die wir haben, schieben wir nach Polen
für bess'res Geld.

Laß all dein Schelten, Freund, laß all dein Toben,
erheb' um deinen Dalles kein Geschrei:
in Deutschland wird halt heute noch geschoben,
wie einst im Mai.

Drum schnell hinein in eine Schnapsbestille
und tröste dich mit stiff'gem Alkohol.
Und hilft das nicht, nimm' von Arsen die Pille:
dann ist dir wohl!

Lynkous.

Breslauer Schau.

Was Banken verdienen müssen.

Auf wessen Kosten?

Wir wollen nicht darüber Betrachtungen anstellen, wieviel die Banken durch die letzte Markkursverschlechterung verdient haben, sondern an einem anderen Beispiel zeigen, was Banken verdienen können, um sich folgendes leisten zu können:

Das Bankhaus G. auf der Gartenstraße wollte sich vergrößern. Dem stand jedoch die große Wohnung einer Ärztin im Wege, die die Räume über dem Bankinstitut innehat. Nun erfuhr der Bankinhaber, daß eine andere Wohnung auf der Viktoriastraße zum großen Teil abgegeben werden könne, und es wurde folgendes Arrangement getroffen: Die Ärztin zieht in die abgegebenen Zimmer der Wohnung auf der Viktoriastraße. Umzugskosten zahlt die Bank. Als weitere Entschädigung leistet die Bank der Ärztin lebenslänglich mietfreie Miete, Beleuchtung und Telephon. Der Inhaber der Wohnung auf der Viktoriastraße erhält als Entschädigung lebenslänglich freie Verpflegung, freie Miete, freie Beleuchtung und freies Telephon, außerdem auf Lebensdauer das Tarifgehalt eines pensionierten Bankbeamten.

Vorher hatte die Bank das Geschäft ohne den Wohnungsaustausch gemacht. Dieser verweigerte die Genehmigung, und die Parteien sind um viele Hoffnungen ärmer.

Und das Ganze nennt man eine „gesunde Gesellschaftsordnung“.

Weltfremdheit.

24000 Goldmark für 500000 Papiermark!

Wir leben in einer bewegten Zeit, in der noch dazu Zeichen und Wunder geschehen. Nicht nur, daß Carpentier den Beckett in 8 Sekunden k. o. schlug, nicht nur, daß in Deutschland eine Goldmark besteht, die aus Papier ist, nicht nur, daß Herr v. Kahr sein Ehrenwort geben konnte (daß er es brach, ist selbstverständlich), kann Anspruch auf Kuriosität erheben: in Breslau ist kürzlich eine Entscheidung gefällt worden, nach der man 24 000 Goldmark für 500 000 Papiermark erhalten kann.

Die Sache ist so: Eine Breslauer Firma hatte vor etwa anderthalb Jahren mit der Gemeinde Reichenbach einen Vertrag über die Lieferung eines hochwertigen Metallobjektes (Bronze) für achtmalhunderttausend Mark abgeschlossen. Gemäß dem Vertrage wurde ein Drittel der Summe sofort angezahlt, der Rest war bei Lieferung fällig, der unverbindlich nach dreiviertel Jahren erfolgen sollte. Durch wirtschaftspolitische Schwierigkeiten — unter denen bekanntlich die gesamte deutsche Gewerbe zu leiden hatte — verzögerte sich die Fertigstellung des Objektes. Als nun der Lieferant die gesetzliche Aufwertung verlangte, wollte sich die Gemeinde hierzu nicht verstehen, so daß also das im Vertrag (vereinbarte) private Schiedsgericht angerufen werden mußte. (Private Schiedsgerichte sind gesetzlich zulässig, ihre Entscheidung ist, bei ausdrücklicher Vereinbarung, endgültig; die ordentlichen Gerichte haben das Urteil nur zu vollstrecken, darf aber nicht, wenn es der allgemeinen Rechtsprechung zuwiderläuft.) In diesem Falle setzte sich das Schiedsgericht aus den Herren: Senatspräsident Brüll, Justizrat Bellerode und Rechtsanwalt Serog zusammen. Wie man sieht, sind diese Herren nicht Juristen, die also eigentlich wissen müßten, daß das Reichsgericht und die ordentlichen Gerichte ausdrücklich entschieden haben, daß Beträge aufzuwerten sind, wenn sie hinter der Valuta zurückbleiben. Offenbar kümmerte das die Herren aber weiter nicht, denn sie erkannten das Recht, daß die Breslauer Firma für den Restbetrag von fünfmalhunderttausend Mark das Objekt liefern müsse, das heute nicht unter sechsunddreißigtausend Goldmark herzustellen ist. Rechnet man von diesen 36 000 Goldmark das schon bezahlte Drittel ab, so bleiben immer noch 24 000 Goldmark, für die die Gemeinde nach dem Willen des Schiedsgerichtes 500 000 Papiermark zahlen soll! Vielleicht machen uns die Herren Brüll usw. einmal das Kunststück vor, für 500 000 Papiermark 24 000 Goldmark zu liefern. Die Entscheidung soll zwar gegen den Willen des Rechtsanwaltes Serog ergangen sein, das ändert aber nichts daran, daß sie endgültig ist. Nun braucht bloß das Käufergremium, an dessen Spitze ein christlicher Priester steht, engherzig genug sein und wie Shylock auf seinem Schein zu bestehen: dann ist das Werk christlicher Nächstenliebe vollbracht und die Firma pleite. Bravo! So haben wir uns die Durchführung der Lehre Jesu Christi immer gedacht.

Davon abgesehen, mutet die Entscheidung so weltfremd und seltsam an, daß man unwillkürlich fragen muß, ob dafür nicht andere Erwägungen maßgebend waren als rein juristische. Immerhin wird sich jetzt jeder, der ein privates Schiedsgericht in Anspruch nehmen will, genau überlegen, ob es nicht besser ist, ein ordentliches Gericht anzurufen. Eins haben jene Herren vom Schiedsgericht unzweifelhaft erreicht: die Währungsfrage dürfte mit der Entscheidung endgültig gelöst worden sein. Denn aus 500 000 Papiermark 24 000 Goldmark zu machen, das ist ein Kunststück, das selbst bedeutende Finanzgenies noch nicht fertiggebracht haben. Die Währungsfrage geht hier auf zukunftsvoller Bahn, und das hat mit seiner Entscheidung das Schiedsgericht getan! —x—

Der Pleitegeier über dem Magistrat . . .

Auch eine Geschäftstüchtigkeit!

Dem hochweisen Magistrat der Stadt Breslau ist, in diesen Spalten, schon oft „Geschäftstüchtigkeit“ nachgewiesen worden. Worin diese begründet ist, ob in der überaus bürokratischen Geschäftsführung, ob in einer persönlichen Schlamperei der Beamten, ob in dem Mangel an Fähigkeiten der leitenden Köpfe, ist nicht festzustellen. Tatsache ist, daß innerhalb des Magistrats eine Mißwirtschaft besteht, die jeder Beschreibung spottet. Und das, obwohl wir seit Jahr und Tag auf diese Zustände energisch hingewiesen und deren Besserung eindrücklichst gefordert haben. Aber der Magistrat tut nichts, um seine Finanzen zu sanieren, offenbar hat er noch viel zu viel zum Zusehen; ein Kaufmann, der so wirtschaften würde, hätte schon längst pleite gemacht. Doch darum braucht sich der Magistrat keine grauen Haare wachsen zu lassen, der brave Bürger zahlt ja seine Steuern; auf diesem Wege wird so manches Loch zugestopft, das Geschäftsunfähigkeit der verantwortlichen Herren aufgerissen hat.

Was ist das z. B. für eine Geschäftspraxis, erst jetzt, im November, von den Hausbesitzern die fälligen Grundsteuern einzuziehen? Die Herren werden sich jedenfalls nicht allzu sehr geärgert haben, als ihnen plötzlich magistratliche Rechnungen vorgelegt wurden, in denen über Summen wie 10 562 500 Mark (also noch nicht zwanzig Millionen Mark) quittiert wurde. In einem uns bekannten Falle wurde sogar eine Rechnung von noch nicht einmal sechs Millionen Mark eingezogen. Diese kolossalen Summen werden einem sofort begreiflich, wenn man erfährt, daß es Beträge sind, die für das erste und zweite Quartal dieses Jahres fällig waren und dazu in noch kleinere Teilbeträge wie Gemeindegrundsteuer, Kanalgebühr und Müllabfuhrgebühr zerfallen. Wirft man die Frage auf, ob die — doch sicher sehr gut bezahlten — städtischen Müllkutscher ihr Tarifgehalt für die ersten beiden Vierteljahre auch erst jetzt in diesem entwerteten Gelde, gemäß den eingezogenen Beträgen, erhalten haben, so wird einem sofort die unverantwortliche Lotterwirtschaft des Magistrats klar.

Ein anderer, ähnlicher Fall. Zur selben Zeit, wie den glücklichen Hausbesitzern jene ungeheuren Steuerbeträge abverlangt wurden, wurde ihnen auch die Rechnung über die Wohnungsbaubgabe für die ersten drei Vierteljahre von der Steuerverwaltung des Magistrats präsentiert. Die Rechnung wurde sauber und pikfein in je zwei Exemplaren ausgefertigt und überreicht, von denen jedes, nur Druck und Papier, heute mindestens hundert Milliarden kostet, ganz abgesehen von der bürokratischen Arbeit, wie Berechnung der Abgabe, Ausfertigung der Rechnung usw. Die Beträge der Rechnungen aber beliefen sich auf wenige hundert Millionen, eine Rechnung z. B. über 179 635 500 Mark (wohlgemerkt: „einhundertdreiundsiebzig Millionen sechshundertfünfunddreißigtausend neunhundertundsechzig Mark“) kann man schon reichlich hoch nennen. Nun ist aber der Hauswirt insofern glücklich daran, als er diesen ungewöhnlichen Betrag nicht allein zu zahlen braucht: er darf nämlich die Abgabe durch Umlage von den Mietern erheben, d. h. er kann, wenn er zwanzig Mieter hat, diese einhundertdreiundsiebzig Millionen sechshundertfünfunddreißigtausend neunhundertundsechzig Mark auf zwanzig Leute verteilen, so daß jeder noch keine zehn Millionen zu zahlen hat. In anderen Häusern mögen sich diese Verhältnisse noch grotesker darstellen. Nach der heute üblichen Goldmark (= einer Billion) sind zehn Millionen genau ein Tausendstel Goldpfennig.

Der letzte Fall, den wir — für heute — bringen wollen, betrifft die Einziehung der Rechnungsbeträge durch die städtischen Betriebswerke. Zahlt man nämlich den schuldigen Betrag nicht gleich ein, so wird der Magistrat rigoros und zieht ihn, kurz entschlossen, durch Boten ein. Allerdings erst nach — vierzehn Tagen. Und berechnet für „Abholung des Rechnungsbetrages“, „Mahngebühr“ und „Verzugszinsen“ gewisse Summen, die natürlich, bei der rapiden Entwertung unserer Papiermark, bei weitem nicht das Minus decken, das durch die späte Abholung und die gesunkene Kraft des Geldes entstanden ist. So macht eine uns vorliegende Rechnung zirka 1200 Milliarden aus, bei Abholung des Betrages werden — 45 Milliarden Verzug und 37 Milliarden Abholungs- und Mahngebühr berechnet, so daß der Schuldner also insgesamt zirka 1300 Milliarden zu zahlen hatte: obwohl ihm, nach Fug und Recht, glatt dreizehn Billionen hätten berechnet werden können, — wenn er und nicht der Magistrat Schuld daran hätte, daß das Geld mit solcher Verspätung abgeholt wurde. —

Das sind drei Fälle, die die „Geschäftstüchtigkeit“ des Magistrats auf das krasseste beleuchten. Was sagt dazu eigentlich der Oberbürgermeister Dr. Wagner, der allgemein für einen fähigen Kopf gilt, und wie will der Stadtkämmerer den Etat nur einigermaßen balancieren, wenn er bei jeder Rechnung bares Geld zusetzt? Und warum kümmern die Stadtverordneten sich nicht einmal um diese Zustände? Wenn der Magistrat bei solcher Kassenpraxis alsbald Pleite macht, fürwahr, es wäre kein Wunder! —x—

Was sagt die Wucherpolizei dazu, daß ein Ei 30 Goldpf. kostet?

Brand im Zirkus Busch.

Eine wenn auch kurze, so doch traurige Unterbrechung fand das ausgezeichnete Gastspiel des Zirkus Straßburger im Zirkus Busch-Gebäude am Luisenplatz. Die Vorbereitungen zu der Abendvorstellung waren bereits getroffen, das Mitglied der Direktion, Herr Hugo Straßburger, hatte noch die Ställe revidiert und sich zum Abendessen hingesetzt, als Feueralarm ertönte. Von drei Seiten qualmte dicker Rauch auf. Es brannte in den Garderobenräumen und im Heustall. Mit bewundernswerter Schnelligkeit war die gesamte Breslauer Feuerwehr zur Stelle. Dank ihrem sofortigen energischen Eingreifen gelang es bald, den Brand auf seine Herde zu beschränken. Immerhin ist der Schaden so groß, daß das Gastspiel unterbrochen werden muß. Jedoch hofft die Direktion, unter Aufbietung aller Energie, bereits am Sonnabend wieder spielen zu können, handelt es sich doch um die Beschäftigung von etwa dreihundert Personen, die im anderen Falle brotlos werden könnten.

Bei den Rettungsarbeiten machte die schleunige Fortschaffung des wertvollen Tiermaterials besondere Schwierigkeiten. In den Raubtiertäfigen wurden sofort die Laufwege zugesperrt, aus den Ställen die 66 Pferde geholt und anderwärts untergebracht. Leider sind aber bis auf etwas Hafer sämtliche Futtervorräte, teils durch Feuer, teils durch Rauch, vernichtet. Der Schaden ist fast unermeßlich. Hoffentlich wird durch die tätige Unterstützung der Bevölkerung manches wieder gutgemacht. Leider verunglückte bei den Rettungsarbeiten Herr Direktor Leopold Straßburger.

Zirkus Straßburger richtete sich ein, den Winter über hier zu bleiben. Er ist ja auch in Breslau von früher her bestens bekannt, und die Besucher, die mit Erstaunen und Bewunderung seine Leistungen auf artistischem Gebiete und auf dem Gebiete der Dressur gesehen haben, werden sicher Vergleiche mit früheren Gastspielen des Zirkus Straßburger angestellt haben. Hier hat man ein besonderes Stück deutscher Aufbauarbeit vor sich. Bald nach dem Kriege mit den aus dem Feldzug heimgekehrten Menschen und Tieren klein angefangen, entwickelte sich der Zirkus zu seiner heutigen Bedeutung, die ihm die Rolle des Erweckers ärzenischer Künste zuschreibt.

Wir wünschen, daß die Direktion den Brandschaden bald überwindet. Wie wir hören, sind die Vorräte nicht versichert gewesen, der große Schaden an dem Gebäude selbst dürfte durch Versicherung gedeckt sein.

Spenden. Für die arme Bevölkerung hat die Phönix-Loge, eine Loge der Odd. Fellows, dem städtischen Wohlfahrtsamt erhebliche Geldmittel zur Verfügung gestellt, damit das Wohlfahrtsamt im November 1000 Personen ein Essen verabreichen kann. Die Spenden sollen in den nächsten Monaten fortgesetzt werden.

Die Post diktiert! Der Geldverkehr bei den hiesigen Postanstalten hat in den späten Nachmittagstunden einen solchen Umfang angenommen, daß es notwendig ist, die Schlußzeit für die Annahme von gewöhnlichen und telegraphischen Postanweisungen und Zahlkarten vom 16. November an auf 4 Uhr nachmittags festzusetzen. Bei der Einlieferung nach dieser Schlußzeit werden sämtliche Gebühren für gewöhnliche und telegraphische Aufträge des Geldverkehrs verzehnfacht.

Es ist allgemein mit Unbehagen bemerkt worden, daß die Post nicht mehr so arbeitet wie früher und die hier wieder gegebene Neuordnung wird sicherlich auch keine Freude erwecken. Bekanntlich hat die Geschäftswelt im Frieden ihre Postsachen immer erst in später Nachmittagsstunde aufgegeben, und die Arbeit ist auch ohne Verzehnfachung der Gebühr von den Beamten geleistet worden. Seit Kriegsschluß fast hat sich die Geschäftswelt darauf eingerichtet, ihre Sendungen zu früheren Tagesstunden aufzugeben, demzufolge sind auf den Postämtern die Schalter von früh bis abends dauernd besetzt. Obwohl sich nun die Tätigkeit der Post infolge der Markinflation gewaltig verstärkt hat, ist im Gegensatz zu Friedenszeiten die Zahl der geöffneten Schalter beschränkt worden. Man hat dann auch auf den Postämtern Tischzeit eingeführt, auf den größeren Ämtern sie zwar wieder aufgehoben, aber auf den nicht minder wichtigen Ämtern weiter bestehen lassen. Hier ist eine Änderung unbedingt notwendig, damit der Verkehr, auch ohne Verzehnfachung der Gebühren, besser geregelt werden kann.

Fragwürdige Toleranz des Magistrats. Die deutschvölkische Schmach blüht in Breslau jetzt besonders üppig. Die Propagandatätigkeit ist bis auf die Spitze getrieben. Allen voran geht die deutsch-soziale Partei, die Unmengen von Versammlungen ankündigt. Natürlich weiß diese Partei, die, wie man an den Ausschreitungen in Beuthen OS. gesehen hat, eine Gefahr für die öffentliche Sicherheit darstellt, daß ihr öffentliche Versammlungen nicht gestattet werden. Sie umgeht diese behördliche Vorsichtsmaßnahme, indem sie zu „Mitglieder-Versammlungen einladet, läßt aber Handzettel verteilen, durch die Gäste geworden werden. Was sagt die Polizei dazu?

Wir wissen nicht, ob der Magistrat den gemeingefährlichen Charakter der deutsch-sozialen Partei kennt. Offenbar wohl nicht. Was geht den Magistrat auch die deutsche Innenpolitik an? Jedenfalls ist es ein öffentlicher Skandal, daß der deutsch-sozialen Partei zu Versammlungszwecken städtische Schulräume überlassen werden. In der ev. Realschule I am Nikolaistadtgraben darf die deutsch-soziale „Jugend“ — was dies für den Schulfrieden bedeutet, braucht wohl kaum erst erwähnt zu werden — jeden Monat einmal zusammen kommen. Die Weitherzigkeit des Magistrats und seine Sucht, Geld zu verdienen, in allen Ehren, hier ist aber die Toleranz gegen eine der intolerantesten Volksschichten zu weit gegangen.

Auch eine Berichtigung. Der hohe Kirchenrat von St. Elisabeth hat sich auf unsere Notiz von wegen der Heldenglocke zu einer Berichtigung aufgerafft, die er aber nicht der „Freien Meinung“, sondern den „N. N.“ sendet, in der weisen Überlegung, daß diese den Sachverhalt nicht kennen und die Angelegenheit daher nicht nachprüfen können. Immerhin hätte der hohe Kirchenrat trotzdem bei der Wahrheit bleiben können, gemäß dem Bibelworte: Eure Rede sei ja, ja, nein, nein usw., und nicht Sachen richtigzustellen brauchen, die von uns gar nicht behauptet worden sind; so weiß die evangelische Kirchenbehörde mit jesuitischer Kunst unsere Behauptung, das wertvolle Bronzegeläut sei verkauft worden, dahin zu berichtigen, daß die große Glocke im Kriege abgegeben worden sei. Schön. Stimmt. Daß aber die anderen beiden wertvollen Glocken — zum mindesten eine — tatsächlich erst jetzt verkauft worden sind und durch minderwertige Gußstahlglocken ersetzt worden sind: das verschweigt der Kirche Ehrlichkeit. Im übrigen aber geht die Berichtigung fast nur auf Nebenumstände ein und im wesentlichen um die Hauptsache herum: daß nämlich — wovon man sich erst am Sonntag mit der Stimmgabel überzeugen konnte — die neue Glocke tatsächlich mißraten zu sein scheint, was übrigens ein alter, angesehener Fachmann bestätigt hat. Das Zeugnis, das die Berichtigung dagegen anführt, kommt gar nicht in Betracht und scheint auch von jenem tüchtigen Prof. Biehle in Bautzen zu stammen, der in der „Freien Meinung“ schon gebührend gewürdigt ist. Tatsächlich nämlich klingt die (Gußstahl-)Glocke unrein, hart und kurz, und man weiß nicht, ob der Schlagton b oder h ist! Davon aber erzählt die Berichtigung wohlweislich nichts. Es bleibt schon dabei: der hohe Kirchenrat hat kein gutes Geschäft gemacht und sein Geld nicht besonders glücklich angelegt . . . .

S. V.

(Damit schließen wir auch dies Kapitel. Die Red.)

Marie-Ingeborg.

Skizze von Fred-Breslau.

Auch Berta Gunkel hatte während des Krieges das Mitleid mit verlassenen Gräbern gefaßt. Ihrer Sehnsucht nach einem Kinde entsprach es, daß sie sich ein Kindergrab wählte. Ein schmuckloses, grasbewachsenes Häuflein Erde, dessen Inhalt kein Stein dokumentierte, sondern nur im Kirchhofsregister vermerkt war.

Berta Gunkel wollte nicht wissen, wem ihre grabschmückende Fürsorge galt. Es war ein verlassenes Kindergrab, das war genug, um es zu schmücken. Es grünte und blühte nun im Sommer herrlich aus den Gräbern der Umgebung hervor und im Herbste trug es die schönsten Astern, die, mit jenem leichtbeschwingten holden Ausdruck, der ein armes Kinderleibchen nicht zu sehr beschweren kann.

Berta Gunkel hatte mit der Pflege des Grabes ihre erste eigene Angelegenheit. Wann sie vor ihrer Einsamkeit fliehen wollte, fuhr sie an das Grab. Und als mehrere Totensonntage vergingen, ohne daß sie am Grabe Gesellschaft fand, lebte sie sich fast in den Wahn hinein, es sei ihr Kleinod, das man hier bestattet hatte. Sie fand Worte des Gebets. Und Tränen.

Der Krieg war schon lange aus, zitterte aber in dem unruhevollen Frieden Tag für Tag nach. Seelische Pein, von wirtschaftlichen Nöten geschaffen, grub sich in aller Gesichter. Berta Gunkel blieb gleichmütig wie zuvor. Sie lebte ihr stilles Dasein ohne Erschütterungen. Kluge Hände, in denen ihr Gut lag, glätteten unebene Wege. Aber da die Angelegenheit mit dem Grabe außerhalb dieser Hände lag, blieb ihr eines Tages eine gewisse Erschütterung nicht erspart.

Sie hatte sich in den Jahren des Grabbesitzes gewöhnt, die Namenlosigkeit des Kindes in dem innigen Wörtchen „du" ertönen zu lassen, ja es schien ihr, als weihte die Namenlosigkeit das unbekannte tote Kind zu Heiligem. Als sie nun eines Tages wiederum das Grab besuchte, strahlte ihr in schwarzem Dunkel des Marmors der Name, Geburts- und Todestag des Kindes entgegen. „Marie-Ingeborg."

Erschreckt wandte sie sich nach dem Friedhofswärter um. Plötzlich stand ein Herr, mit dem Zylinder in der Hand, vor ihr. „Ich bin der Vater", sagte er schlicht und sah sie aus jungen, traumvollen Augen an. In jäher Gefühlsaufwallung, daß sie nun das Grab mit jemandem teilen müsse, streckte sie abwehrend die Hände aus. Sie sah beiseite. Da fühlte sie aber ihre Rechte gefaßt, der Herr beugte sich darauf nieder und eine Träne brannte auf ihrem Handrücken.

Der Herr stammelte: „Wie soll ich Ihnen danken . . ."

Berta Gunkel wurde seltsam zu Mute. „Marie-Ingeborg" und der Vater des Kindes!

Unwillkürlich bat sie: „Erzählen Sie mir von dem Kinde!"

Sie schritten aus dem Kirchhof.

Eine furchtbare Eisenbahnkatastrophe tat sich ihr auf. Der Mann war bald am Anfang des Krieges als Offizier in die Gefangenschaft geraten. Kurz darauf gebar seine Frau das Kind. Das erfuhr er noch, dann aber blieb er ohne Nachricht von zuhause. Bange Ahnungen drückten ihn schwer. Jahr um Jahr verging. Er schrieb und schrieb an Freunde und Bekannte um Nachricht. Es blieb tot um ihn herum. Niemand hatte gewagt, ihm die Wahrheit mitzuteilen. Und als er nach Hause kam, fand er das Kind bereits seit Jahren bestattet und seine Frau als unheilbar in einer Nervenanstalt. Er brach zusammen, man mußte ihn in eine Heilanstalt unterbringen. Als er zum ersten Male an das Grab des nie gesehenen Kindes trat, genas er an der Blumenpracht, die unbekannte Hände darüber gebreitet.

Sie setzten sich in eine stille Konditorei, und sie erzählte nun, wie sie die Einsamkeit des Kindergrabes erfaßt habe, es drängte sie einfach dazu, sich des toten Kindes anzunehmen. Und später bekannte sie, daß auch sie einsam sei, ohne Angehörige. Als Waise im zehnten Jahre habe man sie aus Kurland in eine Pension nach dieser Stadt gebracht. Da sie an ihre Heimat nur traurige Erinnerungen knüpften, sei sie hier geblieben.

Mit einem Male trug ihr Leben noch einen anderen Inhalt. Sie kamen oft zusammen, in der ersten Zeit nur am Grabe des Kindes. Später trafen sie sich dann auch bei anderen Gelegenheiten. Sie fühlte eine echte Kameradschaft für ihn und plötzlich fühlte sie selbst mit Erstaunen, daß ihr harmonisches Wesen auch eines heiteren Tones nicht entbehrte.

In energischem Kampfe errang sich Friederich eine Existenz, die frohe Aussichten auf die Zukunft bot. Das Andenken an seine Frau, die von ihm nichts mehr wußte, verblaßte. Jetzt liebte er Berta. Und um so leidenschaftlicher, als sie ihm einmal gestanden hatte, daß in ihr Leben nie ein Mann getreten sei, der sie habe fesseln können. Ihre Freiheit sei ihr köstlichstes Gut, obwohl sie sich wie selten eine Frau nach dem Glücke der Mutterschaft gesehnt habe. Ihre Kameradschaftlichkeit, die erfüllt von Interesse für ihn war, ließ ihn auf das Freudigste hoffen. Sie nannten sich bereits mit Vornamen und sagten sich „Du". Seine Arbeit galt ihr.

Als er glaubte, die Zukunft gesichert zu haben, erklärte er sich ihr.

Sie war zwar auf das Kommen dieser Situation gefaßt gewesen, nun schreckte sie doch zurück.

Er drängte sie, ihm eine Antwort zu geben. Sie schüttelte verneinend das Haupt. „Du hast Anspruch auf eine Jüngere, lieber Fritz", sagte sie ruhig.

Zum erstenmal begehrte er auf: „Ich liebe Dich aber, außer Dir lebt niemand mehr für mich!"

„Doch — deine Frau."

Das warf ihn fast um. Er fiel auf die Polsterbank und vergrub den Kopf in seine Hände. Sie war ratlos und fühlte doch unendliches Mitleid mit ihm. Sie trat langsam an ihn heran, hob seinen Kopf und sah ihm tief in die Augen. Tränen hingen in seinen Wimpern. Da umarmte sie ihn heftig aus einem aufwallenden Impuls heraus und küßte ihn heiß auf den Mund.

Ein jähes Glücksgefühl ließ ihn aufjubeln.

„Also doch! . . . also doch! . . ."

Sie preßte ihn an sich und flüsterte ihm zu: „Nicht Deine Frau, Fritz . . . Aber Mutter will ich werden — Mutter . . . Deines Kindes, Fritz."

Sie ließ sich zu ihm nieder . . .

Er war denn wie von Sinnen. Eindringlich sprach er auf sie ein: „Fühlst Du nicht, daß Du mich jetzt heiraten mußt? Daß ich nun ohne Dich überhaupt nicht mehr leben kann?!"

Darauf entgegnete sie: „Du verstehst mich nicht, Fritz. Ich kann dir nicht Weib sein, so lange eine andere Frau Anrecht auf dich hat. Laß mich bitte nicht wankend werden im Entschluß und deshalb, lieber Freund: Nach der Geburt unserer Marie-Ingeborg sehen wir uns erst wieder. Geh, Fritz."

Friedrich konnte die Größe dieser Frau wohl bewundern, aber wirklich nicht verstehen. Schließlich fühlte er, daß er gehen mußte. Er kam sich wie geschlagen vor. Sie hatte ihm verboten, sie bis zur Geburt des Kindes wiederzusehen. Er wußte, daß er dieses Verbot zu achten hatte.

Er verreiste. Und war unglücklicher als je zuvor.

Auch Berta ging auf Reisen. Für die Grabpflege der unbekannten Marie-Ingeborg hatte sie gesorgt.

Und Berta fühlte mit der Zeit das herrliche Werden in sich. Frühling verging. Sommer kam. Sie wählte ihren Aufenthalt in einer kleinen Stadt, deren helle Villen um einen großen See herum aufgebaut waren.

Dann kam der Herbst und mit ihm überfiel sie eine heftige Bangigkeit. Friederich, an den sie ebenso unausgesetzt dachte, wie an die heranreifende Frucht unter ihrem Herzen, hatte wirklich nichts mehr von sich hören lassen. Ihr Verbot drückte sie plötzlich schwer.

Kurz vor Totensonntag reiste sie zurück. Auch in ihrer Wohnung kein Lebenszeichen von ihm. Wieder wallte Mitleid in ihr auf. Sie war sicher zu hart gegen ihn gewesen.

Marie-Ingeborg! Du Kleine, Tote — die Du bald zu neuem Leben erstehen wirst. Du sollst am Tage des großen Besuches nicht einsam sein.

Sie fuhr nach dem Kirchhof hinaus.

Schon von weitem leuchteten ihr die Bündel weißen Astern von Marie-Ingeborgs Grab entgegen. Heute trug Berta keine Trauer in sich. Frohe Hoffnung, sonnige Liebe, inniger Glaube bewegten sie.

Sie trat an das Grab heran. Da stand Friederich vor ihr. Ein freudiger Schreck goß ihr Purpur ins Gesicht. Er stand flehend mit dem Hute in der Hand.

Das Grab mit den weißen Astern trennte sie.

„Fritz," rief sie froh.

Er sagte nur: „Berta, wie hast Du mich gequält! Es ist in der Zeit soviel geschehen —!"

Sie sah ihn fragend an.

Er senkte das Haupt: „Sie ist nicht mehr. Vor drei Monaten . . . nahm sie sich das Leben . . ."

„Fritz!" Die Nachricht erschreckte sie.

Lange schwiegen sie beide.

Endlich löste sich Berta wie aus einer Erstarrung. Ein Bann schien von ihr zu weichen.

Sie ging um das Grab herum und trat auf ihn zu. Sanft nahm sie seinen Arm:

„Komm, Geliebter, gehen wir."

Die Fleischpreise. Dem energischen Durchgreifen der Wucherpolizei ist es gelungen, die Fleischpreise in Breslau wesentlich zu senken, wobei man erkennt, daß unsere Vorwürfe, die Fleischer treiben Wucher, berechtigt waren, denn jetzt kostet das Schweinefleisch 1,82 Goldmark, Rindfleisch 1,85 Goldmark, Kalbfleisch 1,55 und Hammelfleisch 1,37 Goldmark. Auch diese Preise erscheinen uns noch zu hoch. Das teuerste Fleisch wäre mit 1,50 Goldmark reichlich bezahlt. Hoffentlich tritt die Wucherpolizei dem Bestreben mancher Fleischer, nur wertbeständiges Geld zu nehmen, ebenso entschieden entgegen. Der Fleischer Koch auf der Lohestraße, Ecke Augustastraße, gab am Sonnabend Schweinefleisch nur gegen wertbeständiges Geld ab.

Bei der „Tonera"-Film-G. m. b. H. scheint man vom Wert oder Unwert unseres Geldes tatsächlich keine Ahnung zu haben, denn sie zahlt den Komparsen für ihr Filmen je eine Billion Mark. Nicht etwa für die Stunde, sondern für achtzehn Stunden (drei Tage), und nicht etwa auf einmal, sondern in zwei Raten zu je einer halben Billion. Dafür mußten die Komparsen aber für eigene Schminke und eigene Toiletten sorgen. Wie man sieht, sehr großzügig! In einem Falle soll sogar die Schuwo geholt worden sein, als es mit der Bezahlung nicht klappte. Genau berechnet, sind diese anderthalb Billionen ca. 1,20 Goldmark; nach Ansicht des Herrn Oberregisseurs Alexander soll sogar das noch zuviel sein! Worauf nun diese Ansicht basiert, ob auf der Unkenntnis vom Wert des Geldes oder auf Mangel an solchem, vermögen wir nicht festzustellen. Jedenfalls scheint die „Tonera" — die übrigens wieder eine ganz flotzige Reklame für ihr Unternehmen macht — die richtigen Wege einer einwandfreien Geschäftsführung noch immer nicht zu gehen.

In der „Keiserkorz" erhält das Programm dieses Monats seine besondere künstlerische Note durch das Auftreten des russischen Tanzpaares Halpern und Chmielewo. Hier lernen wir unverfälschte, reine Tanzkunst kennen; aus den Leistungen spricht starkes, gut musikalisches Empfinden, der Rhythmus ist genau, keine Verzerrung und Vergröberung kommt auf, überall wird eine natürliche, feine Linie gewahrt. Man folgt den Darbietungen dieses Tanzpaares mit Genuß und Freude. Ein anderer Schlager des Programms ist Harry Hennig. Als Conferencier verfügt er zwar über keine besonderen Qualitäten, als Humorist jedoch ist er von größter Wirkung. Kommt hinzu, daß die Vorträge, die er bringt fabelhaft pointiert und sehr geistreich sind. Sein Kollege Römer hingegen trägt Sachen vor, die man zum größten Teile kennt und die deshalb nicht so gefallen, wie es ihnen eigentlich zukommt. Liane Lind ist noch aus dem vorigen Monat bekannt; nach wie vor findet ihr Steppwalzer den Beifall des Publikums. Der Jongleur Reifland ist Meister auf seinem Gebiete. Meister auf seinem Gebiete ist auch der Pianist Oskar Schratek, der sich am Flügel schnell beliebt zu machen versteht.

Breslauer Theater und Konzerte.

Stadt-Theater.

„Carmen." Herr Marcks sollte die Rolle Josés, Herr Fuchs die Partie Escamillos singen. Erkrankungen machten das unmöglich. Daher erschien wieder Herr Witt als Sergeant, und Herr Rudow trat, wie auch früher schon, als Escamillo auf. Er verstand seinen für heiteres und weicheres Wesen geeigneten Bariton den musikalischen Bedürfnissen des Stierkämpfers gut anzupassen, ging aber im Forcieren lang gehaltener Töne zu weit. Die Rolle der milden, lyrisch in reinen Gefühlen schwelgenden Micaela liegt nicht im Hauptgebiete der Betätigung Frau Folkners. Sie gab uns deutsch manches, wobei sich die Ausführung mit der Vorlage deckte. Im Bereiche des Spielleiters war alles unverändert. Darüber, daß Herrn Tietjens Geographie der Pyrenäen-Halbinsel nicht mit den Tatsachen rechnet, kann man hinwegsehen; denn es ist für die künstlerische Wirkung belanglos, ob Sevilla an der Meeresküste liegt oder im Binnenlande. Doch manches andere in dem mit viel Verständnis für reges Leben und buntes Treiben gestellten Bilde am „Golf von Sevilla" ist störend, z. B. das Erscheinen des neugierigen Obstverkäufers gerade in dem Augenblick, als José Wert darauf legt, mit Carmen allein zu sein und sich davon überzeugt, daß kein Zeuge seines Liebeseinverständnisses mit ihr anwesend ist. Die Arbeit an der neuen Szenerie hat übrigens ungebührlich lange Pausen und auch während der Vorspiele noch starke Geräusche auf der Bühne zur peinlichen Folge. Selbstverständlich tanzt Carmen in Sillas Pastias Schenke immer noch so weit links, daß hundert Theaterbesucher nichts davon zu sehen bekommen. Sie hat immer in der Mitte der Bühne getanzt, sie steht in allen mir bekannten Theatern beim Tanze im Mittelpunkte der Szene, und diese Bewegungsfreiheit paßt zu ihrem Wesen viel besser als ihre Einpferchung in einen Winkel, wo nicht alle sie sehen können. Das ist in drei Zeitungen getadelt worden. Folglich, so bestimmt Herr Tietjen, muß Carmen in der linken Ecke tanzen. Auch über fünf unwiderlegbare Gegenbeweise setzt sich die Logik moderner Opernregisseure bedenkenlos hinweg. Herr Wolfes wurde an der Ausführung seines richtigen Versuches, beim Schmugglerquintett das Zeitmaß zurückzuhalten, wieder von den Sängern gehindert; und abermals zwang ihn die Sevillaner Straßenjugend, ihr Galoptempo anzunehmen, nach dem niemand marschieren kann. Die jungen Herrschaften tun mit ihrem Direktor, was ihnen beliebt. Vielleicht sind es Schüler des Breslauer Johannis-Gymnasiums.

Dr. P. K.

Lobe-Theater.

Henrik Ibsen: Peer Gynt.

Regie: Leo Mittler.

Henrik Ibsens dramatisches Gedicht von dem Manne, der sich nicht selbst genug sein kann, hat mehrere Jahre vor dem Kriege eine größere Anzahl Literaturprofessoren veranlaßt, auf eine Rundfrage, wer der größte Dichter aller Zeiten sei, begeistert für Ibsen zu stimmen. Ibsen lebte damals nicht mehr, vielleicht hätte er sonst die Forschung nach Größe und Bedeutung abgelehnt: Wer schafft, ist groß und sich selbst genug. Wer das von sich erfühlt, ist mächtig, ohne daß die Menschen es von einem zu sagen brauchten. Wie man ohne dieses Gefühl durch ein lebenslanges seelisches Elend kriechen muß, lehrt uns die Geschichte des im Abstrakten wandelnden Peer Gynts, dem aber auch zum Schlusse Versöhnung wird durch das Ewig-Weibliche, das ihn gleich Faust hinanzieht.

Man muß dem Intendanten Barnay dankbar sein, daß er seine Bühne für dieses szenisch nicht leicht zu bewältigende Werk freigab. Der Premierenbesuch dürfte Beweis sein, daß Breslau für Monumentalaufführungen zu haben ist. Ohne jedoch der spielleiterlichen Bedeutung Leo Mittlers sonst Abbruch tun zu wollen, muß ich doch fragen, warum die Regie nicht Herrn Arnfeld übertragen wurde, der für Wirkungen im Großformat, wie sie bei Peer Gynt notwendig sind, mehr Kraft aufzuwenden vermag als Leo Mittler mit seinen bekanntlich behutsamen Fingern. Das Genie nach Genie oder will zumindestens mit komplexkomplex Verbundenen handelt sein. Leo Mittler ist der Regisseur für stimmungsvolle Sächelchen, darin ist er ein feinfühlender Künstler. Arnfeld hat die Fjordlandschaft nicht mit einer so auffällig kulissenhaften Miniaturausgabe — die den Blick für das Weite, Gigantische, Ewigschneebedeckte vermissen ließ — aufgebaut. Er hätte es kaum der Solveig das Gesicht so beschnitten, daß man ohne Druck von ihrer goldigen Blondheit blieb, ja nicht einmal feststellen konnte, ob die Solveig, die man ein paar Takte lang zu sehen bekam, blond oder brünett war. Nicht einmal auslassen ließ man das arme, unter ihrer Liebe leidende Mädchen, wodurch dem Publikum um einen Genuß gebracht wurde. Auch sonst ließ Herrn Mittler die szenischen Hilfsmittel im Stich. Das Schiff auf dem Peer Gynt heimkehrte, war kein Schiff, und Blitz und Donner in Erscheinung und Ton im höchsten Maße unnatürlich. Ich kenne die Peer Gynt-Inszenierung des staatlichen Schauspielhauses in Berlin. Auch dort ist sie kulissenhaft, aber wirksam und in ihrer nicht zu kostspieligen Gliederung auch eine Provinzbühne möglich.

Lag nun das Versagen des Herrn Nemetz als Peer Gynt zu wenigen Proben oder an einer undämmbaren künstlerischen Eigenwilligkeit? Als jugendlicher Peer Gynt gewann Nemetz Interesse, dann war es aus. Als Jüngling, Mann und Greis die gleiche Lebenskraft, die gleiche durch Schreien ersetzte Ekstase. Wo liegt hier der künstlerische Ehrgeiz, zu schattieren, gliedern und zu bilden? Lohnt die Provinz keinen darstellerischen Fleiß? Halten wir uns an die Fülle anderer Gesichter. Maria Ostdorf steckte in Mutter Aase Lebhaftigkeit und Mutterliebe, Maria Oesterlink bildete eine zarte, leidende Solveig, Fritz Pfenniger gab dem Schmied Aslak Ausdruck, Ruth Baldor entledigte sich der Ingrid mit Anmut, sieweit davon bei der treulosen Braut die Rede sein kann. Erwin Groß tölpelte geschickt, Robert Menn charakterisierte den Professor Begriffenfeld mit scharfen Zügen voller Originalität. Aus dem trentzendentalen Reiche wuchs die Figur des Doore Alten (Martin Costa) markant heraus, Siegmund Lohde als Krummer und Knopfgießer trafen passenden Ton, den Chor der Saeterinnen bestritten Hella Schlüter, Hella Büsing und Erna Kluge mit klingendem Ausdruck.

Die Griegsche Musik im ersten Teil stellte der Dirigent Dr. Nick zu sehr auf Pianissimo ein, später hörte man sie aber mit zu dünn besetztem Orchester.

Die Gelegenheit zu einer wirklich künstlerischen Tat ist verpaßt worden. Immerhin zeigte sich das Publikum dankbar.

H.

Thalia-Theater.

„Mein Vetter Eduard." Fred Robbs hat dieses Stück geschrieben. Seitdem aktiver Schauspieler an prominenter Bühne kennt er das Geheimnis des Erfolges eines Schwanks genau und weiß sehr gut, daß es dabei nur wenig auf logisch entwickelte Handlung, wohl aber auf eine exzentrisch gewickelte Situationskomik ankommt. Robbs braucht zu seinem Stück nicht mehr als die üblichen schwankmäßigen Figuren: Onkel aus Amerika, einen zu Seitensprüngen veranlagten Generaldirektor, seinen Vetter Eduard (um den sich alles dreht), eine furchtbare Tante, deren nettliche Tochter, einen Jüngling, eine entzückende Privatsekretärin. U. a. m. Mit diesen Figuren wird dann die Schwankmaschine aufgezogen und in Gang gesetzt und was nun kommt, ist nicht zu beschreiben. Verwechslungen, Verwandlungen, Irren, Wirren, Witzworte, Zoten, Zweideutigkeiten, Zaunerei neuer Musik: man erspare mir, die Geschichte in diesem Schwank zu schildern. Denn die Handlung ist so wenig glaubhaft und logisch unmöglich so sehr, daß man den Schluß genau so klug ist wie vorher und, sobald man sich einigermaßen von seiner steten Heiterkeit und Verblüffung erholt hat, die sachliche Feststellung machen kann, daß sie sich gekriegt haben. Also ist man froh, daß die Geschichte doch noch einen Zweck hatte hat; und freut sich der Tatsache, daß man seit langem einen vergnügten Abend erlebt hat, und gönnt dem Schwank noch lange Lebenstage am Thaliatheater, die auch zu erwarten sind, denn die Hörerschaft quiekische vor Vergnügen. Nicht am geringsten ist das nun auch ein Verdienst des Spielleiters Arnfeld, der den Apparat ganz famos aufgezogen hat und den Schwanke gab, was des Schwankes war: Tempo und Rhythmus. Alles war vorzüglich ab- und auf einander eingestimmt, hier gab es kein Versanden in burlesken Lärm, hier gab es keine mittelmäßige Starleistung, hier gab es nur ein vorzügliches Ensemblespiel großen Stils. Selbst Habel mit seiner Bombenrolle ging nie in Distanz nach vorn, sondern blieb stets in Fühlung mit seinen Leuten, dadurch seine Leistung nur noch besserend. Er war im übrigen ausgezeichnet. Daß die bezaubernd und doch ihre Wirkung nie verfehlende Komik Alfons Fischers dem Schwanke nur zu statten kommen würde, konnte man voraussehen, ebenso daß Frau Verfen nicht enttäuschen würde. Einem Idioten gab Karl Veit behende, eindrückliche Prägung. Die Herren Hagen und Kahn blieben recht blaß. Friedrich Knaack blieb ihrer Rolle keine komische Nüance schuldig; Lilly Baderle wird von Stück zu Stück besser. Claire Raymunds lebhafte Frische nützte dem Schwank. Über Fritz Eckert sei erst geurteilt, wenn er eine größere Rolle in deutscher Sprache absolviert hat.

—ter.

Schauspielhaus.

„Der Günstling der Zarin." Der selige Potemkin des bekannten Stobitzer'schen Lustspiels wird zu einer Operette umstaffiert, wofür Richard Keßler verantwortlich zeichnet. Daß der Eroberer der Krim hierbei besser als in der Geschichte wegkommt, ist bei einem musikalischen Bühnenwerk, das ohne dies nie Anspruch auf lückenlose Logik erhebt, selbstverständlich. Und so erleben wir, durchsetzt von Gesangstexten des Dichters Hermann Feiner, wie ihn die jugendliche Fürstin Sophia Narischkin aus Rache dafür, daß er die Krim, ihre Heimat, verwüstete, aus der Zarin Gunst bringt, bekommen Potemkins Dörfer zu sehen, und haben über zwei Akte hinaus das Vergnügen, die schöne Fürstin in schmucker Offiziersuniform paradieren zu sehen.

Die Aufführung, von Fritz Karl inszeniert, bringt farbenprächtigen Prunk, wenn auch nicht immer historisch getreu. Ginge es nach der Geschichte, so hätte eigentlich Minna Lange Katharina II. spielen müssen, so jedoch kreierte sie Fürstin Karin, die die Kaiserin gesanglich und äußerlich zu einem flatterhaften Weibe ausstattete. Ihr zur Seite stand künstlerisch ebenbürtig Rosl Albach (Sophia Narischkin), deren entzückende Anmut besonders in der Hosenrolle zum Ausdruck kam; ihr Sopran hat einen prachtvoll schwingenden, dunklen Ton. Erhalten, der besonders fasziniert. Minna Lang als Oberst, strammen sitzenden Offiziersbuxen — ein Erfolg für sich. Thilde Stetten als Major liebreizend wie immer. Von den Herren konnte sich Josef Kaufmann als Potemkin nur durch seine Figur behaupten, Lautartikulation kennt er leider weder als Sänger noch als Sprecher. Dem alternden Grafen Panin gab Rudolf Kurt braven grotesken Anstrich; gute Haltung Fridolin Mörbitz dem Grafen Strogonoff, der — Fritz gut, alles gut — Sophia Narischkin heimführen darf. Alles in allem: eine Aufführung, die zu den besten des Schauspielhauses gezählt werden darf.

Die Musik von Robert Winterberg blüht in der Orchestrierung, ist aber für die Operette, wie sie heute verlangt wird, nicht leicht genug, auch gehen ihr die sogenannten Schlager ab. Das „Theelied" ist eine nette, aber nicht originelle Erfindung. Kapellmeister Sommer holte aus der Partitur alles darin enthaltenen Ohrenhelten klangvoll heraus.

H—s.

(Fortsetzung der Kritiken auf der 4. Seite.)